



70. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898  
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 80. Mit Postzuschlag 5 M. 76.  
Verleger: Ernst Schöberl in Stuttgart.

**Inhalt:** „Stechlin“, Roman von Theodor Fontane (Schluß). — Schilderungen an der Kriegsschule zu Fontainebleau, von H. Rauffmann, I. — „Puffschiffchen“, Gedicht von G. v. Bergen. — „Die Frau der Heine“, Roman von Gertrud Brante-Schreibelin (Fortsetzung). — „Pompe funebre“, von

Paul von Siczepanski. — „Gilenach“, Richard Wagner-Museum, von Walter Pecten. — „Sprüche“, von A. Stier. — „Wahel“, — „Schach“, — „Literatur“, — „Preisfrage“.

**Abbildungen:** Eine neue Welt, nach dem Gemälde von C. v. Bergen. — Gärten, nach dem Gemälde von A. D. Schram. —

Wagnen, nach dem Gemälde von A. D. Schram. — Schilderungen an der Kriegsschule zu Fontainebleau, vier Abbildungen von H. Rauffmann. — Die fünf Sinne: IV. Geschmack, nach dem Gemälde von Julius Adam. — Das Richard Wagner-Museum in Gilenach, nach Aufnahmen von Oxyphotograph Orel in Weimar. — Was Zeit und Leben: Bilder aus China.

## Stechlin.

Roman von Theodor Fontane.

XLI.

(Schluß.)

Dubslaw hatte sich über Krippenstapels Besuch und sein Geschenk aufrichtig gefreut, weil es ja das Beste war, was ihm die alte, treue Seele

bringen konnte. Er bestand denn auch darauf (trotzdem Engelke, der ein Vorurteil gegen alles Süße hatte, dagegen war), daß ihm die Wabe jeden Morgen auf den Frühstückstisch gestellt werde.

„Siehst du, Engelke,“ sagte er nach einer Woche, „daß ich mich wieder wohler fühle, das macht die Wabe. Wenn es nicht der Honig ist, dann ist es das Wachs. Denn man muß alles miteßen, das hat

er mir eigens gesagt. Und is auch ganz richtig. Das is grade so, wie beim Apfel die Schale; das hat die Natur so gewollt und is ein Fingerzeig und muß respektiert werden.“

„Ich bin aber doch für abshäten,“ sagte Engelke. „Wenn man so sieht, was mitunter alles dran ist...“

„Ja, Engelke, du bist jetzt so fein geworden.“



Eine neue Welt. Nach dem Gemälde von C. v. Bergen.

Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl, München.

Aber ich, ich bin noch ganz altmodisch. Und dann glaub' ich auch wirklich, daß in dem Wachs die richtige „gesamte Heilskraft der Natur“ steckt, noch mehr als in dem Honig. Struppenkapel ist jetzt auch so furchtbar gebildet und hat so viel feine Wendungen wie die mit der „gesamten Heilskraft“. Aber so fein wie du is er doch noch lange nicht, darauf will ich mich verheuern. Und auch darauf, daß er sich keine Birnen schält.“

In dieser guten Laune verblieb Dubslav eine ganze Weile, sich mehr und mehr zurechtlegend, daß er sich die Dualerei mit all dem andern Zeug eigentlich hätte sparen können; denn wenn alles drin ist, so ist doch auch Bärlapp und Stagenpfötchen drin und natürlich auch Fingerring. Engelke wollte von diesen Sophistereien nichts wissen, sein Herr aber ließ sich durch solche Zweifel nicht stören, fuhr vielmehr fort: „Und dann, Engelke, macht es doch auch einen Unterschied, von wem eine Sache kommt. Die Stagenpfötchen kommen von der Buschen, und die Wabe kommt von Struppenkapel. Das heißt also, hinter der Wabe steht ein guter Geist, und hinter den Stagenpfötchen steht ein böser Geist. Und das kannst du mir glauben, an solchen Nüchternheiten hängt sehr viel im Leben, und wenn wir Lorenzen seine Parodie giebt, so ist das ganz was anders, wie wenn mir Kofeleger seine Hand giebt. Kofeleger hat solche weichen Finger und auf dem vierten einen großen Ring.“

„Aber er ist doch ein Suprudent.“

„Ja, Suprudent ist er. Und er kommt auch noch höher. Und wenn es nach der Prinzessin geht, wird er Papst. Und dann wollen wir uns Ablauf bei ihm holen, aber viel geb' ich nicht.“

Als Dubslav und Engelke dies Gespräch führten, sah Agnes sie gewöhnlich am Fenster, mit halbem Ohr zuhührend, und so wenig sie davon verstand, so verstand sie doch gerade genug. Struppenkapel war ein guter Geist, und ihre Großmutter war ein böser Geist. Aber das alles war ihr nicht mehr, als ob ihr ein Märchen erzählt würde. Sie hatte schon so vieles in ihrem Leben gehört und war wohl dazu bestimmt, noch viel, viel andres zu hören. Ihr Gesichtsausdruck blieb denn auch derselbe. Sie träumte bloß so hin, und daß sie dies Wesen hatte, das war es recht eigentlich, was den alten Herrn so fesselte. Das Auge, womit sie die Menschen ansah, war anders als das der andern.

Engelke hatte sich in die nebenan gelegene Dienststube zurückgezogen; ein heller Schein fiel von der Baracke her durch die Balkenthür und gab dem etwas dunkeln Zimmer mehr Licht, als es für gewöhnlich zu haben pflegte. Dubslav hielt die Kreuzzeitung in Händen und schlug nach einem Brummer, der ihm immer und immer wieder umfammte. „Verdammt Beste“, und er holte von neuem aus. Aber ehe er zuschlagen konnte, kam Engelke und fragte, ob Lunde den gnädigen Herrn sprechen dürfe.

„Lunde? Unser alter Lunde?“

„Ja, gnäd'ger Herr.“

„Nu, natürlich. Kriegt man doch mal wieder 'nen vernünftigen Menschen zu sehn. Was er nur bringen mag? Vielleicht Verhaftung irgendwas; Demokrateneß ausgenommen.“

Agnes hörte. Verhaftung! Demokrateneß ausgenommen! Das war doch noch besser als ein Märchen „vom guten und bösen Geist“.

Inzwischen war Lunde eingetreten, Badenbart und Schnurrbart, wie gewöhnlich, fest angeklebt. In Nähe der Thür blieb er stehen und grüßte militärisch. Dubslav aber rief ihn zu: „Nein, Lunde, nicht da. So weit reicht mein Ohr nicht und meine Stimme erk' recht nicht. Und ich denke doch, Sie bringen was. Was Reguläres. Also 'ran hier. Und wenn es sich was ganz Dienstliches is, so nehmen Sie den Stuhl da.“

Lunde trat auch näher, nahm aber keinen Stuhl und sagte: „Herr Major, wollen entschuldigen. Ich komme so bloß... Der alte Baruch Hirsfeld hat mir erzählt, und die alte Buschen hat mir erzählt...“

„Ach so, von wegen meiner Füße.“

„Zu Befehl, Herr Major.“

„Ja, Lunde, wollte Gott, es stünde besser. Zimmer

denk ich, wenn wieder ein Neuser kommt, nu wird es. Aber es will sich mehr; es bist immer bloß drei Tage. Die Buschen hilft nicht mehr, und Struppenkapel hilft nicht mehr, und Sponholz hilft schon lange nicht mehr; der futschiert so in der Welt 'rum. Bleibt also bloß noch der liebe Gott.“

Lunde beglückete dies Wort mit einer Kopf-bewegung, die seine respektvolle Stellung (aber doch auch nicht mehr) zum lieben Gott ausdrücken sollte. Dubslav sah es und erheiterte sich. Dann fuhr er in rasch wachsender guter Laune fort: „Ja, Lunde, wir haben so manden Tag miteinander gelebt. Denke gern daran zurück — sind noch einer von den alten. Und der Puterte auch. Was macht er denn?“

„Ah, Herr Major, immer noch tüchtig da; schneidig, und dabei rüste er sich selbst zurecht, wie wenn er die überlegene Stillschickerei seines Kollegen wenigstens andeuten wollte.“

Dubslav verstand es auch so und sagte: „Ja, der Puterte; natürlich immer hoch zu Ross. Und Sie, Lunde, ja, Sie müssen laufen wie 'n Land-briefträger. Es hat aber auch sein Gutes; zu Fuß macht geschmeibda, zu Pferde macht heiß. Und macht auch faul. Und überhaupt, Gebrüder Beeneke is schon immer das Beste. Da kann man sich zu Fall kommen. Aber jeder will heutzutage hoch 'raus. Das is, was sie jetzt die „Signatur der Zeit“ nennen. Haben Sie den Ausdruck schon gehört, Lunde?“

„Zu Befehl, Herr Major.“

„Und die Sozialdemokratie will auch hoch 'raus und so zu Pferde sitzen wie Puterte, bloß noch viel höher. Aber das geht nicht gleich so. Gut Ding will Weile haben. Und Torgelow, wenn er auch vielleicht reden kann, reiten kann er noch lange nicht. Sagen Sie, was macht er denn eigentlich? Ich meine Torgelow. Sind denn unsre kleinen Leute jetzt mehr zufrieden mit ihm?“

„Nein, Herr Major, sie sind immer noch nicht zufrieden mit ihm. Er wollte da neulich in Berlin reden und hat auch wirklich was zu Graf Potodowsky gesagt. Und das is so dumm gewesen, daß es die andern geniert hat. Und da haben sie ihn bedankt: Torgelow, nu bist du still; so geht das hier nicht.“

„Ja,“ lachte Dubslav, „und wo der nu steht, da sollte ich eigentlich sein. Aber es is doch besser so. Nu kann Torgelow zeigen, daß er nichts kann. Und die andern auch. Und wenn sie's alle gezeigt haben, na, dann sind wir vielleicht wieder dran und kommen noch mal oben auf, und jeder kriegt Zulage. Sie auch, Lunde. Und Puterte natürlich auch.“

Lunde schnurrte und legte seine zwei Dienstfinger an die Schläfe.

„... Vorläufig aber müssen wir abwarten und den sogenannten Ausdruck verfluten und dafür sorgen, daß unsre Gläubiger zufrieden sind. Und wenn wir Flug sind, glückt es vielleicht auch. Glauben Sie nicht auch, Lunde, daß es keine Mittel giebt?“

„Zu Befehl, Herr Major. Kleine Mittel giebt es. Es hat's schon.“

„Und welche meinen Sie?“

„Musik, Herr Major, und verlängerte Polzei-stunde.“

„Ja,“ lachte Dubslav, „so was hilft. Musik und Tanz, dann sind die Mädchen zufrieden.“

„Und,“ befähigte Lunde, „wenn die Mädchen zufrieden sind, Herr Major, dann sind alle zufrieden.“

Lunde hatte zuzagen müssen, mal wieder vor-zusprechen, aber es kam nicht dazu, weil Dubslavs Zustand sich rasch veränderte. Von Besüchern wurde keiner mehr angenommen, und nur Lorenzen hatte Zutritt. Aber er kam meist nur, wenn er gerufen wurde.

„Sonderbar,“ sagte der Alte, während er in den Frühlingstag hinausblidte, „dieser Lorenzen is eigentlich gar kein richtiger Pastor. Er spricht nicht von Erlösung und auch nicht von Unsterblichkeit, und is beinah, als ob ihm so was für alltags wie zu schade sei. Vielleicht is es aber auch noch was andres, und er weis am Ende selber nicht viel davon. Anfangs hab' ich mich darüber gewundert, weil ich mir immer sagte: Ja, solch Talars- und Wäffchenmann, der muß es doch schließlich wissen; er hat so seine drei Jahre

studiert und eine Probepredigt gehalten, und ein Konfessionariat oder wohl gar ein Generalinsuperintendent hat ihn eingeweiht und ihm und noch ein paar andern gesagt: „Nun gehet hin und lehret alle Heiden“. Und wenn man das so hört, ja, da verlangt man auch, daß einer weis, wie's mit einem steht. So gerade wie mit den Doktors. Aber zuletzt begiebt man sich und hat die Doktors am liebsten, die einen ehrlich sagen: „Hören Sie, wir wissen es auch nicht, wir müssen es abwarten.“ Der gute Sponholz, der nun wohl schon an der Brücke mit dem Ichthio-faurus vorbei ist, war beinah' so einer, und Lorenzen is nun schon ganz gewis so. Zeit beinah' zwanzig Jahren kenn' ich ihn, und noch hat er mich nicht ein einziges Mal bemogelt. Und daß man das von einem sagen kann, das ist eigentlich die Hauptfunde. Das andre... ja, du lieber Himmel, wo sollst du am Ende herkommen? Auf dem Sinai hat nun schon lange keiner mehr gestanden, und wenn auch, was der liebe Gott da oben gesagt hat, das schließt eigentlich auch keine großen Rätsel auf. Es ist alles sehr diesseitig geblieben; du sollst, du sollst, und noch öfter, du sollst nicht. Und klingt eigentlich alles, wie wenn ein Nürnberger Schultheiß gesprochen hätte.“

Gleich danach kam Engelke und brachte die Mittagspost. „Engelke, du kümmerst mal wieder die Marie zu Lorenzen 'rüberzicken — ich lieb' ihn bitten.“

Lorenzen kam denn auch und rüste seinen Stuhl an des Alten Seite.

„Das ist recht, Pastor, daß Sie gleich gekommen sind, und ich sehe wieder, wie sich alles Gute schon gleich hier unten belehnt. Sie müssen nämlich wissen, daß ich mich heute schon ganz eingehend mit Ihnen beschäftigt und Ihr Charakterbild, das ja auch schwant wie so manch andres, nach Möglichkeit festgestellt habe. Würde mir das Sprechen wegen meines Amens nicht einigermassen schwer, ich wär' im Stande, gegen mich selber in eine Art Indiscretion zu verfallen und Ihnen anzuplaudern, was ich über Sie gedacht habe. Habe ja, wie Sie wissen, 'ne natürliche Neigung zum Ausplaudern, zum Plaudern überhaupt, und Korridorschabel, der sich im übrigen durch französische Vokabeln nicht auszeichnet, aber mich sogar einmal einen „Gausfer“ genannt. Aber freilich schon lange her, und jetzt ist es damit vorbei. Zuletzt stirbt selbst die alte Andernach in einem Aus.“

„Glaub' ich nicht. Wenigstens Sie, Herr von Stiecklin, sorgen für den Ausnahmefall.“

„Ich will es gelten lassen und mich auch gleich festimmen. Haben Sie denn in Ihrer Zeitung gelesen, wie sie da neulich wieder dem armen Ben-nigen zugeht haben? Mir mißfällt es, wiewohl Ben-nigen nicht gerade mein Mann ist.“

„Nach meiner nicht. Aber (er sei, wie er sei) er ist doch ein Exzellenz-Mann. Und wer hierlandes für ein freudiges „excellent“ ist, der ist bei den Stelbiern (Barbon, Sie gehören ja selbst dazu) von vornherein verdächtig und ein Gegenstand tiefen Mißtrauens. Jedes höher gesteckte Ziel, jedes Wollen, das über den Sterblichkeit hinausgeht, findet kein Verständnis, sicherlich keinen Glauben. Und bringt einer irgend ein Opfer, so heißt es bloß, daß er die Wurst nach der Speckseite werfe.“

Dubslav lachte. Lorenzen. Sie sitzen wieder auf Ihrem Stedenpferd. Aber ich selber bin freilich schuld. Warum kam ich auf Ben-nigen! Da war das Thema gegeben, und Ihr Mit in Weibliche (denn weitab davon sind Sie nicht) konnte beginnen. Aber daß Sie's wissen, ich hab' auch mein Stedenpferd, und das heißt: König und Kronprinz oder alle Zeit und neue Zeit. Und darüber hab' ich seit lange mit Ihnen sprechen wollen, nicht akademisch, sondern mächtig-praktisch, so recht mit Rücksicht auf meine nächste Zukunft. Denn es heißt nachgrade bei mir: Was du thun willst, thue bald.“

Lorenzen nahm des Alten Hand und sagte: „Gewis kommen andre Zeiten. Aber man muß mit der Frage, was kommt und was wird, nicht zu früh anfangen. Ich seh' nicht ein, warum unter alter Ebnig von Thule hier nicht noch lange regieren sollte. Seinen letzten Trunk zu thun und den Becher dann in den Stiecklin zu werfen, damit hat es noch gute Wege.“

„Nein, Lorenzen, es dauert nicht mehr lange; die Zeiten sind da, mehr als zu viel. Und damit

alles klappt und poßt, geh' ich nun auch gerad' ins Siebendblechichte, und wenn ein richtiger Stechlin ins Siebendblechichte geht, dann geht er auch in Tod und Grab. Das is so Familientradition. Ich wollte, wir hätten eine andre. Denn der Mensch is nun mal feige und will dies schändliche Leben gern weiterleben."

"Schändliches Leben! Herr von Stechlin, Sie haben ein sehr gutes Leben gehabt."

"Na, wenn es nur wahr is! Ich weiß nicht, ob alle Glosbower ebenso denken. Und die bringen mich wieder auf mein Hauptthema."

"Und das lautet?"

"Das lautet: 'Teuerster Pastor, sorgen Sie dafür, daß die Glosbower nicht zu sehr oben auf kommen.'"

"Aber, Herr von Stechlin, die armen Leute..."

"Sagen Sie das nicht. Die armen Leute! Das war mal richtig; heutzutage poßt es aber nicht mehr. Und solch unsichere Passagiere wie mein Woldemar und wie mein lieber Lorenzen (von dem der Junge, Bardun, all den Unikum hat), solche unsichere Passagiere, hatt den Niegel vorzukühen, kommen den Torgelowischen auf halbem Weg entgegen und sagen: 'Ja, ja, Töffel, du hast auch eigentlich ganz recht,' oder, was noch schlimmer is: 'Ja, ja, Töchen, wir wollen mal nachschlagen.'"

"Aber, Herr von Stechlin..."

"Ja, Lorenzen, wenn Sie auch noch solch gutes Gesicht machen, es is doch so. Die ganze Geschichte wird auf einen andern Leisten gebracht, und wenn dann wieder eine Wahl is, dann fährt Woldemar rum und erzählt überall, 'Stagenstein sei der rechte Mann'. Oder irgend ein anderer. Aber das is Mus wie Mine; — verzeihen Sie den etwas fortgeschrittenen Ausdruck. Und wenn dann die junge gnädige Frau Besuch kriegt oder wohl gar einen Ball giebt, da will ich Ihnen ganz genau sagen, was und wer dann hier in diesem alten Kasien, der dann aber renoviert is, antritt. Da is in erster Reihe der Minister von Rigenberg geladen, der, wegen Kaltsstellung unter Bismard, von langer Hand her eine wahre Wit auf den alten Sachsenwalder hat, und eröffnet die Polonaise mit Armgard. Und dann is da ein Professor, Stathebrizolant, von dem kein Mensch weiß, ob er die Gesellschaft einrenken oder aus den Fugen bringen will, und er führt eine Adlige mit kurzgeschnittenem Haar, die natürlich schriftstellert. Und dann bewegen sich da noch ein Afrikareisender, ein Architekt und ein Porträtmaler, und wenn sie nach den ersten Tänzen eine Pause machen, dann stellen sie ein lebendes Bild, wo ein Wildbied von einem Edelmann erschossen wird, oder sie führen ein französisches Stück auf, das die Dame mit dem kurzgeschnittenen Haar überlegt hat, ein sogenanntes Ehebruchsdrama, drin eine Advokatenfrau gefeiert wird, weil sie ihren Mann mit einem Torscherevolver über den Haufen geschossen hat. Und dann giebt es Musikstücke, bei denen der Klavierspieler mit seiner langen Wähne über die Tasten hinfegt, und in einer Nebenstube sitzen andre und blättern in einem Album mit lauter Berühmtheiten, obenan natürlich der alte Wilhelm und Kaiser Friedrich und Bismard und Moltke, und ganz gemüthlich dazwischen Mazzini und Garibaldi und Marx und Kallale, die aber wenigstens tot sind, und daneben Bebel und Liebknecht. Und dann sagt Woldemar: 'Sehen Sie da den Bebel. Mein politischer Gegner, aber ein Mann von Gefinnung und Intelligenz.' Und wenn dann ein Adliger aus der Nebenstube an ihn herantritt und ihm sagt: 'Ich bin übertraut, Herr von Stechlin, — ich glaubte den Grafen Söwerin hier zu finden,' dann sagt Woldemar: 'Ich habe die Fühlung mit diesem Herrn verloren.'"

Der Pastor lachte. "Und Sie wollen sterben? Wer so lange sprechen kann, der lebt noch zehn Jahr."

"Nichts, nichts. Ich halte Sie fest. Kommt es so, oder kommt es nicht so?"

"Nun, es kommt sicherlich nicht so."

"Sind Sie dessen sicher?"

"Ganz sicher."

"Dann sagen Sie mir, wie es kommt, aber ehrlich."

"Nun, das kann ich leicht, und Sie haben mir selber den Weg gewiesen, als Sie gleich anfangs von König und Kronprinz sprachen. Dieser Gegen-

satz existiert natürlich überall und in allen Lebensverhältnissen. Es kommen eben immer Tage, wo die Leute nach irgend einem 'Kronprinzen' aussehn. Aber so gewiß das richtig is, noch richtiger is das andre; der Kronprinz, nach dem ausgeschaut wurde, hält nie das, was man von ihm erwartete. Manchmal klappt er gleich um und erkärt in plötzlich erwachter Pietät, im Sinne des Hochseligen weiterregieren zu wollen; in der Regel aber macht er einen leidlich ehrlichen Versuch, als Neugeboreter aufzutreten, und holt ein Volksgelüstungsprogramm auch wirklich aus der Tasche. Nur nicht auf lange. Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch eng im Raume stoßen sich die Sachen.' Und nach einem halben Jahre lenkt der Neuerer wieder in alte Bahnen und Geleise ein."

"Und so wird es Woldemar auch machen?"

"So wird es Woldemar auch machen. Wenigstens wird ihn die Lust dazu anwandeln."

"Und diese Lust werden Sie natürlich bekämpfen."

Sie haben ihn in den Kopf gesetzt, daß etwas durchaus Neues kommen müsse. Sogar ein neues Christentum."

"Ich weiß nicht, ob ich so gesprochen habe; aber wenn ich so sprach, dies neue Christentum is gerade das alte."

"Glauben Sie das?"

"Ich glaub' es. Und was besser is: ich fühl' es."

"Nun gut, das mit dem neuen Christentum is Ihre Sache; da will ich Ihnen nicht hineintreiben. Aber das andre, da müssen Sie mir was versprechen. Besinnt er sich, und kommt er zu der Ansicht, daß das alte Preußen mit König und Armee, trotz all seiner Gebrechen und altmodischen Geschichten, doch immer noch besser ist als das vom neuesten Datum, und daß wir Alten vom Grenmer-Damm und Fehrbellin her, auch wenn es uns selber schlecht geht, immer noch mehr Herz für die Torgelowischen im Leibe haben als alle Torgelows zusammengekommen, kommt es zu solcher Mißbeziehung, dann, Lorenzen, sünden Sie diesen Prozeß nicht. Sonst erschein' ich Ihnen. Pastoren glauben zwar nicht an Geipenster, aber wenn welche kommen, gräulen sie sich auch."

Lorenzen legte seine Hand auf die Hand Dubslavs und freischelte sie, wie wenn er des Alten Sohn gewesen wäre. "Das alles, Herr von Stechlin, kann ich Ihnen gern versprechen. Ich habe Woldemar erzogen, als es mir oblag, und Sie haben in Ihrer Klugheit und Güte mich gewähren lassen. Jetzt is Ihr Sohn ein vornehmer Herr und hat die Jahre. Sprechen hat seine Zeit, und Schweigen hat seine Zeit. Aber wenn Sie ihn und mich von oben her unter Kontrolle nehmen und eventuell mir erscheinen wollen, so schieben Sie mir dabei nicht zu, was mir nicht zukommt. Nicht ich werde ihn führen. Dafür is geforgt. Die Zeit wird sprechen, und neben der Zeit das neue Haus, die blasse junge Frau und vielleicht auch die schöne Melusine."

Der Alte lächelte. "Ja, ja."

XLII.

So ging das Gespräch. Und als Lorenzen aufbrach, fühlte sich der Alte wie belebt und versprach sich eine gute Nacht mit viel Schlaf und wenig Beängstigung.

Aber es kam anders; die Nacht verlief schlecht, und als der Morgen da war und Engelle das Frühstück brachte, sagte Dubslav: "Engelle, schaff die Wabe weg; ich kann das süße Zeug nicht mehr sehn. Kruppenstapel hat es gut gemeint. Aber es is nichts damit und überhaupt nichts mit der ganzen Heilkraft der Natur."

"Ich glaube doch, gnäd'ger Herr. Moß gegen die Gegentraft kann die Wabe nich an."

"Du meinst also: für 'n Tod kein Kraut gewaschen is.' Ja, das wird es wohl sein; das mein' ich auch."

Engelle schwieg.

Eine Stunde später kam ein Brief, der, trotzdem er aus nächster Nähe kam, doch durch die Post befördert worden war. Er war von Ernyntrud, behandelte die durch Kosefeger und sie selbst geplante Gründung eines Rettungshauses für verwaarloste Kinder und äuferte sich am Schluß dahin, daß, "wenn sich (hoffentlich binnen kurzem) ihre Wünsche für Dubslavs fortschreitende Gesundheit

erfüllt haben würden", Agnes, das Enkelkind der alten Wusch, als erste sichtlich zu Heilende in das Asyl aufgenommen werden möchte.

Dubslav drehte den Brief hin und her, las noch einmal und sagte dann: "O, diese Komödie... wenn sich meine Wünsche für Ihre fortschreitende Gesundheit erfüllt haben werden'... das heißt doch einfach, wenn Sie sich demnächst den Nasen von unten ansehn.' Alle Menschen sind Egoisten, Prinzessinnen auch, und sind sie fromm, so haben sie noch einen ganz besondern Jargon. Es mag so bleiben, es war immer so. Wenn sie nur ein bißchen mehr Vertrauen zu dem gesunden Menschenverstand anderer hätten."

Er steckte, während er so sprach, den Brief wieder in das Couvert und rief Agnes.

Das Kind kam auch.

"Agnes, gefällt es dir hier?"

"Ja, gnäd'ger Herr, es gefällt mir hier."

"Und is dir auch nicht zu still?"

"Nein, gnäd'ger Herr, es is mir auch nicht zu still. Ich möchte immer hier sein."

"Na, du sollst auch bleiben, Agnes, so lang es geht. Und nachher. Ja, nachher..."

Das Kind kniete vor ihm nieder und küßte ihm die Hände.

Dubslavs Zustand verschlechterte sich schnell. Engelle trat an ihn heran und sagte: "Gnäd'ger Herr, soll ich nicht in die Stadt schiden?"

"Nein."

"Oder zu der Wusch?"

"Ja, das thu. So 'ne alte Here kann es immer noch am besten."

In Engelles Augen traten Thränen.

Dubslav, als er es sah, schlug rasch einen andern Ton an. "Nein, Engelle, gräule dich nicht vor deinem alten Herrn. Ich habe es bloß so hingefagt. Die Wusch soll nich kommen. Es würde mir wohl auch nicht viel schaden, aber wenn man schon so in sein Grab sieht, dann muß man doch anders sprechen, sonst hat man schlechte Nachrede bei den Leuten. Und das möcht' ich nich, um meinerwegen nich und um Woldemars wegen nich... Und dabei fällt mir auch noch Abelsheid ein... Die täme mir am Ende gleich noch, um mich zu retten. Nein, Engelle, nich die Wusch. Aber gieb mir noch mal von den Tropfen. Ein bißchen besser als der Thee sind sie doch."

Engelle ging, und Dubslav war wieder allein. Er fühlte, daß es zu Ende gehe. "Das 'Ich' is nichts. — damit muß man sich durchdringen. Ein Geheißliches vollzieht sich, weiter nichts, und dieser Vollzug, auch wenn er 'Tod' heißt, darf uns nicht schrecken. In das Geheißliche sich ruhig schiden, das macht den stitlichen Menschen und hebt ihn."

Er hing dem noch so nach und freute sich, alle Furcht überwunden zu haben. Aber dann kamen doch wieder Anfälle von Angst, und er seufzte: "Das Leben is kurz, aber die Stunde is lang."

Es war eine schlimme Nacht. Alles blieb auf. Engelle lies hin und her, und Agnes saß in ihrem Bett und sah mit großen Augen durch die halbgedöfnete Thür in das Zimmer des Kranken. Erst als schon der Tag graute, wurde durch das ganze Haus hin alles ruhiger; der Kranke nickte matt vor sich hin, und auch Agnes schlief ein.

Es war wohl schon sieben, — die Parkbäume hinter dem Vorgarten lagen bereits in einem hellen Schein — als Engelle zu dem Kinde herantrat und es weckte. "Stieh upp, Agnes."

"Is de bod?"

"Nei. He slöppt en beten. In is gldio, et sit en nich mihr so upp de Post."

"Jel gru' mi ja."

"Dat brufft du nich. In kann ook sinn, he slöppt sich wedder gelunn... In nu, stieh upp in bind bi ook en Doog um 'n klopp. Et is noch en beten küll drut. In denn geh in 'n Goaren un plüd em (wenn du wat sinnst) en beten Krotus oder wat et finkten is."

Die Kleine trat auch leise durch die Balkenthür auf die Veranda hinaus und ging auf das Rundell zu, um nach einem paar Blumen zu suchen. Sie fand auch allerlei; das beste waren Schneeglöckchen.



Carmen. Nach dem Gemälde von H. Schram.

Photogravüre-Berlag von G. Lippert in Wien.



Mignon. Nach dem Gemälde von H. B. Schram.

Verlag von C. Spitz in Wien.

Und nun ging sie, mit den Blumen in der Hand, noch ein paarmal auf und ab und sah, wie die Sonne drüben aufsteigete. Sie fröstelte. Zugleich aber kam ihr ein Gefühl des Lebens. Dann trat sie wieder in das Zimmer und ging auf den Stuhl zu, wo Dubslaw saß. Engelke, die Hände gefaltet, stand neben seinem Herrn.

Das Kind trat heran und legte die Blumen dem Alten auf den Schoß.

„Dat sinn de Ibristen,“ sagte Engelke, „un wihren oof wold de besten sinn.“

### XLIII.

Es war Mittwoch früh, daß Dubslaw, still und schmerzlos, das Zeitliche gesegnet hatte. Lorenzen wurde gerufen; auch Glockenläuten kam, und eine Stunde später war ein Gemeindediener unterwegs, der die Nachricht von des Alten Tode den im Kreise Zuhörern überbringen sollte, voran der Domina, dann Kofeleger, dann Kuglers und zuletzt den beiden Gundersmanns.

Den Tag darauf trafen zwei Briefe bei den Barbos ein, der eine von Adelheid, der andre von Armgard. Adelheid machte dem gräflichen Hause kurz und förmlich die Anzeige von dem Ableben ihres Bruders, unter gleichzeitiger Mitteilung, daß das Begräbniß am Sonnabend mittag stattfinden werde. Der Brief Armgard's aber lautete: „Liebe Melusine! Wir bleiben noch bis morgen hier, — noch einmal das Forum, noch einmal den Palatin. Ich werde heute noch aus der Fontana Trevi trinken, dann kommt man wieder, und das ist für jeden, der Rom verläßt, bekanntlich der größte Trost. Wir gehen nun nach Capri, aber in Starpen, und bleiben unter andern einen halben Tag in Monte Cassino, wo (verzeih meine Weisheit) das ganze Ordenswesen entstanden sein soll. Ich liebe Klöster, wenn auch nicht für mich persönlich. Kevel berühren wir nur kurz und gehen gleich ins Amalfi, wenn wir nicht das höher gelegene Avello bevorzugen. Dann erst über Sorrent nach Capri, dem eigentlichen Ziel unserer Reise. Wir werden nicht bei Pagano wohnen, wo, bei allen Respekt vor der Kunst, zu viel Künstler sind, sondern weiter abwärts, etwa auf halber Höhe. Wir haben von hier aus eine Empfehlung. In acht Tagen sind wir sicher da. Sorge, daß wir dann einen Brief von dir vorfinden. Vorher sind wir so gut wie unerreikbaar, ein Zustand, den ich mir als Kind immer gewünscht und mir als etwas ganz besonders Poetisches vorgestellt habe. Küsse meinen alten Papa. Nach Stechlin hin tausend Grüße, vor allem aber bleibe, was du jederzeit warst: die Schwester, die Mutter (nur nicht die Tante) deiner glücklichen, dich immer und immer wieder zärtlich liebenden Armgard.“

Armgard's Brief kam kaum zu seinem Recht, weil sowohl der alte Graf wie Melusine ganz der Ermüdung lebten, ob es nicht, trotz Armgard's gegenteiliger Vorwegversicherung, vielleicht noch möglich sein würde, das junge Paar irgendwo telegraphisch zu erreichen; aber es ging nicht, man mußte es aufgeben und sich begnügen, allerpersönlichst Vorbereitungen für die Fahrt nach Stechlin hin zu treffen. Des alten Grafen Befinden war nicht das beste, so daß seitens des Hausarztes sein Fernbleiben von dem Begräbniß dringend gewünscht wurde. Daran aber war gar nicht zu denken. Und so brachen denn Vater und Tochter am Sonnabend früh nach Stechlin hin auf. Feierlich wurde mitgenommen, um für alle Fälle zur Hand zu sein. Es war Prachtwetter, aber scharfe Luft, so daß man trotz Sonnenschirm fröstelte.

In dem alten Herrenhause zu Stechlin sah es am Begräbnißtage sehr verändert aus; sonst so still und abgesehen, war heute alles Andrang und Bewegung. Zahllose Klischees erschienen und stellten sich auf dem Dorfplatz auf, die meisten ganz in Nähe der Kirche. Diese lag in prallem Sonnenschein da, so daß man deutlich die hohen, in die Feldsteinwand eingemauerten Grabsteine sah, die früher, vor der Restaurierung, im Kirchenschiff gelegen hatten. Ephen fehlte; nur Polanderbüsche, die zu grünen anfangen, und dazwischen Ebereschensträucher wuchsen um den Chor herum.

Der Tote war auf dem durch Palmen und Lorbeer in eine grüne Halle umgewandelten Haus-

flur aufgebahrt. Adelheid machte die Honneurs, und ihre hohen Haare, noch mehr aber ihr Selbstbewußtsein, ließen sie die ihr zuständige Rolle mit einer gewissen Würde durchzuführen. Außer den Barbos, Vater und Tochter, waren, von Berlin her, noch Baron und Baronin Berthesgaden gekommen, ebenso Kex und Hauptmann von Gazo. Kex sah aus, als ob er am Grabe sprechen wolle, während sich Gazo darauf beschränkte, das gesellschaftliche Durchschnittstranemaß zu zeigen.

Aber diese Berliner Gäste verschwanden natürlich in dem Kontingent, das die Grafschaft gestellt hatte. Dieselben Herren, die sich — kaum ein halbes Jahr zurück — am Rheinsberger Wahltag zusammengefunden und sich damals, von ein paar Ausnahmen abgesehen, über Torgelows Sieg eigentlich mehr erheitert als geärgert hatten, waren auch heute wieder da: Baron Beeg, Herr von Krangen, Soug-herr von dem Reckenboom, von Gneskow, von Wechernhahn, von Storbek, von Molchow, von der Ronne, die meisten, wie herkömmlich, mit sehr kritischen Gesichtern. Auch Direktor Thormeyer war gekommen, in posthumalibus, angethan mit so vielen Orden und Medaillen, daß er damit weit über den Landadel hinauswuchs. Einige stießen sich denn auch an, und Molchow sagte mit halbblauer Stimme zu von der Ronne: „Seht Sie, Ronne, das ist die ‚Schmetterlingschacht‘, von der man jetzt jeden Tag in den Zeitungen liest.“ Aber trotz dieser spöttischen Bemerkung, wäre Thormeyer doch Hauptgegenstand aller Aufmerksamkeit geblieben, wenn nicht der eben Ordensschmuck verschmähende, nur mit einem hochtragigen und wackrigen Grad angethane Edle Herr von Allen-Frisak ihm freigeigige Konkurrenz gemacht hätte. Das wendliche Götzenbildartige, das sein Kopf zeigte, gab auch heute wieder den Ausschlag zu seinen Gunsten. Er nieste nur pagodenhoft hin und her und schien selbst an die vom ältesten Adel die Frage zu richten: „Was wollt ihr hier?“ Er hielt sich nämlich (worin er einer ererbten Geschlechtsanschauung folgte) für den einzig wirklich berechtigten Bewohner und Vertreter der ganzen Grafschaft.

Das waren so die Hauptanwesenden. Alles stand dichtgedrängt, und von Wechernhahn, der in Bezug auf „Schnee“ beinahe an von Molchow heranreichte, sagte: „Bin weniger, was der Lorenzen heute loslassen wird. Er gehört ja zur Richtung Göhre.“

„Ja, Göhre,“ sagte von Molchow. „Werkwürdig, wie der Zufall spielt. Das Leben macht doch immer die besten Witze.“

Weiter kam es mit dieser ziemlich ungeniert geführten Unterhaltung nicht, weil sich, als Molchow eben seinen Keil abgeschossen hatte, die Gesamtaufmerksamkeit auf jene Klischee richtete, wo der aufgebahrte Sarg stand. Hier war nämlich und zwar in einem brillant figenden und mit Atlasaufschlägen ausgeschafferten Frack in eben diesem Augenblicke der Rechtsanwalt Magenstern erschienen und schritt, nachdem er einen Granitstein Niesenfranz am Fußende des Sarges niedergesetzt hatte, mit jener Ruhe, wie sie nur das gute Gewissen giebt, auf Adelheid zu, vor der er sich respektvollst verneigte. Diese bewahrte gute Haltung und dankte. Von verschiedenen Seiten her aber hörte man leise das Wort „Affront“, während ein in unmittelbarer Nähe des Edlen Herrn von Allen-Frisak stehender, erst seit kurzem zu Christentum und Konservatismus übergetretener Magenstern'scher Kollege lächelnd vor sich hin murmelte: „Schlanberger!“

Und nun war es Zeit.

Der Zug ordnete sich, Militärkapell aus der nächsten Garnison schritt voraus; dann traten die Stechliner Bauern heran, die darum gebeten hatten, den Sarg tragen zu dürfen. Diener und Mädchen aus dem Hause nahmen die Kränze. Dann kam Adelheid mit Pastor Lorenzen, an die sich die Trauerverammlung (viele von ihnen in Landhandschuhen) unmittelbar anschloß. Draußen sah man, daß eine große Zahl kleiner Leute Spalier gebildet hatte. Das waren die von Molchow. Sie hatten bei der Rheinsberger Wahl alle für Torgelow oder doch wenigstens für Magenstern gestimmt; jetzt aber, wo der Alte tot war, waren sie doch vorwiegend der Meinung: „De wih'r so wiet janz good.“

Die Musik klang wundervoll; kleine Mädchen streuten Blumen, und so ging es den etwas an-

steigenden Kirchhof hinauf, zwischen den Gräbern hindurch und zuletzt auf das uralte, niedrige Kirchportal zu. Vor dem Altar stellten sie den Sarg auf einen mit einer Verankerungsvorrichtung versehenen Stein, unter dem sich die Gruft der Stechline befand. Schiff und Emporen waren überfüllt; bis auf den Kirchhof hinaus stand alles Kopf an Kopf. Und nun trat Lorenzen an den Sarg heran, um aber den, den er trotz aller Verschiedenheit der Meinungen so sehr geliebt und verehrt, ein paar Worte zu sagen.

„Wer seinen Weg richtig wandelt, kommt zu seiner Ruhe in der Stammer.“ Diesen Weg zu wandeln, war das Bestreben dessen, an dessen Sarge wir stein. Ich gebe kein Bild seines Lebens, denn wie dies Leben war, es wissen's alle, die hier erdigen sind. Sein Leben lag aufgeschlagen da, nichts verbarg sich, weil sich nichts zu verbergen brandite. Sah man ihn, so schien er ein Alter, ein Alter auch in dem, wie er Zeit und Leben ansah; aber für die, die sein wahres Wesen kannten, war er kein Alter und kein Neuer. Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinaus liegt, was immer gilt und immer gelten wird; ein Herz. Er war kein Programmmedelmann, kein Edelmann nach der Schablone, wohl aber ein Edelmann nach jenem alles Beste umschließenden Etwas, das Bestimmung heißt. Er war recht eigentlich frei. Nicht's es auch, wenn er's auch oft bestritt. Das goldene Kalb anbeten, war nicht seine Sache. Daher kam es auch, daß er vor dem, was das Leben so vieler anderer verdirbt, bewahrt blieb, vor Reid und bösem Lenzmann. Er hatte keine Feinde, weil er selber keines Menschen Feind war. Er war die Güte selbst, die Verförderung des alten Weisheitsfages: „Was du nicht willst, daß man dir thut.“

„Und das leitet mich denn auch hinüber auf die Frage nach seinem Bekanntnis. Er hatte davon weniger das Wort, als das Thun. Er hielt es mit den guten Werken und war recht eigentlich das, was wir überhaupt einen Christen nennen sollten. Denn er hatte die Liebe. Nichts Menschliches war ihm fremd, weil er sich selbst als Mensch empfand und sich eigener menschlicher Schwäche jederzeit bewußt war. Alles, was eintr unter Herr und Heiland gewedigt und geküßt, und an das er die Segensverheißung geknüpft hat, — all das war sein: Friedfertigkeit, Barmherzigkeit und die Lauterkeit des Herzens. Er war das Beste, was wir sein können, ein Mann und ein Kind. Er ist nun eingegangen in seines Vaters Wohnungen und wird da die Himmelsruhe haben, die der Segen aller Segen ist.“

Einige der Anwesenden sahen sich bei dieser Schlusswendung an. Am meisten bemerkte wurde Gundersmann, dessen halb zustimmende, halb ablehnende Haltung bei den da versammelten „Alten und Edlen“, die wohl sich, aber nicht ihm ein Recht der Kritik zuschrieben, auch hier wieder ein Lächeln hervorrief. Dann folgte mit erhobener Stimme Gebet und Einsegnung, und als die Orgel intonierte, senkte sich der auf dem Verankerungsstein stehende Sarg langsam in die Gruft. Einen Augenblick später, als der wieder aufsteigende Stein die Gruftöffnung mit einem eigentümlichen Klappton schloß, hörte man von der Kirchenthür her erst ein krampfhaftes Schluchzen und dann die Worte: „Nu is et ut; nu mit id oof weg.“ Es war Knes. Man nahm das Kind von dem Schemel herunter, auf dem es stand, um es unter Aufsicht der Nächststehenden auf den Kirchhof hinauszuführen. Da schloß es noch eine Weile weinend zwischen den Gräbern hin und her und ging dann die Straße hinunter auf den Wald zu. Die alte Buschen selbst hatte nicht gewagt, mit dabei zu sein.

Unter denen, die dranhin auf dem Kirchhof standen, waren auch von Molchow und von der Ronne. Jeder von ihnen wartete auf seine Klischee, die, weil der Andrang so groß war, nicht gleich vorkommen konnte. Beide froren bitterlich bei der scharfen Luft, die vom See herwehte.

„Ich weiß nicht,“ sagte von der Ronne, „warum sie die Feier nicht in Hause, wo sie doch heigen konnten, abgehalten haben; es war ja da drin gar keine menschliche Temperatur mehr. Und nun erst hier herauf.“

„Ja leider so,“ sagte Molchow, „und ich werde wohl auch mit 'ner Kopffolkt abschließen. Und mitunter stirbt man dran. Aber wenn man in Berlin is (und ich habe da neulich auch so was mitgemacht), da is es doch noch schlimmer. Da haben sie was, was sie 'ne Leichenhalle nennen, 'ne Art Kapelle mit Babelspruch und Vorberäumen, und dahinter verdeden sich ein paar Gesangsleute. Wenn man sie nachher sieht, sehen sie freilich sehr gefräßt aus.“

„Kann' ich, kann' ich,“ sagte Nonne. „An der Gesang,“ fuhr Molchow fort, „das ginge noch, den kann man schließlich aushalten. Aber der Fußboden und der Zug durch die offentehende Thür. Und wenn man noch bloß den kriegt. Aber aber Pech hat, der kommt, wenn's Winter is, nicht neben einen Kanonensorten zu stehen, und wenn ich sage, der püflet, so sag' ich noch wenig. Und der Geistliche kann einem auch leid thun. Wer kann denn bei solchem Zug und solchem Orchestern ordentlich zuhören? Und bloß das weiß ich, daß ich immer an die drei Männer im feurigen Ofen gedacht habe. So halb Hirschlumpen, halb Bratappel is nich mein Fall.“

„Ja, die Berliner,“ sagte Nonne. „Nicht zu glauben.“ „Nicht zu glauben. Und dabei bilden sie sich ein, sie hätten eigentlich alles am besten. Und mancher von ihnen glaubt es auch wirklich. Aber die Hölle laßt.“

„Ich bitte Sie, Molchow, managieren Sie sich! Das über Berlin, na, das ging' am Ende noch. Aber so gleich von Hölle hier, hier mitten auf 'nem christlichen Kirchhof...“

Bald danach hatte sich der Kirchhof geleert, und alles, was in der Grafschaft wohnte, war auf dem Heimwege. Nur die von Berlin her erschienenen Gäste, die den nächsten, an Gransee vorüberkommenden Zug abzuwarten hatten, waren in das Herrenhaus zurückgetreten, wo mittlerweile für einen Zubiß Sorge getragen war. Rex und Czako, desgleichen auch die Verdesgabens, nahmen erst ein Glas Wein und dann eine Tasse Kaffee. Zwischen dem alten Grafen und Adelheid knirschte sich ein mäßig belebtes Gespräch an, wobei der Graf der Vorzüge des Verforten gedachte. Da Schwester Adelheid indes, wie so viele Schwedinnen, allerlei Zweifel und Bedenken hinsichtlich des Thuns ihres Bruders hegte, so ging man bald zu den Kindern über und besprach, daß sie bei einer so schönen Feier nicht hätten zugegen sein können. Dazwischen wurde dann freilich das fast entgegengesetzte klangende Behauern laut, daß das junge Paar seinen Aufenthalt im Süden wohl werde abbrechen müssen. Der alte Graf in seiner Güte fand alles, was Adelheid sagte, sehr verständig, während sich Adelheids Gespräche mit der Anerkennung begnügten, daß sie sich den Alten eigentlich schlimmer gedacht habe.

XLIIV.

Melusine war aus der Kirche mit in das Herrenhaus zurückgetreten und widmete sich hier auf eine kurze Weile zunächst ihren Freunden, den Verdesgabens, dann Rex und Czako. Danach ging sie in die Pfarre hinüber, um Lorenzen zu danken und noch ein kurzes Gespräch mit ihm über Woldeemar und Armgard zu haben, im wesentlichen eine Wiederholung alles dessen, was sie schon während ihres Weihnachtsbesuches mit ihm durchgesprochen hatte. Sie verplauderte sich dabei wider Wunsch und Willen, und als sie schließlich nach dem Herrenhause zurückkehrte, begegnete sie bereits jener Aufbruchsrunde, die kein ernstes Eingehen auf irgend ein Thema mehr zuließ. Sie beschränkte sich deshalb auf ein paar Worte mit Tante Adelheid. Daß man sich gegenseitig nicht mochte, war der einen so gewiß wie der andern. Sie waren eben Antipoden: Stiftdame und Weltbame, Wuy und Windfor, vor allem enge und weite Seele.

„Welch ein Mann. Ihr Pastor Lorenzen,“ sagte Melusine. „Und zum Glück auch noch unverheiratet.“ „Ich möchte das nicht so betonen und noch weniger es betören. Es widerspricht dem Beispiele, das unser Gottesdiener gegeben, und widerspricht auch wohl der Natur.“

„Ja, der Durchschnittsnatur. Es giebt aber,

Gott sei Dank, Ausnahmen. Und das sind die eigentlich Verufenen. Eine Frau nehmen, ist alltäglich...“

„Und keine Frau nehmen, ist ein Wagnis. Und die Nachrede der Leute hat man noch obenein.“

„Diese Nachrede hat man immer. Es ist das erste, wogegen man gleichgültig werden muß. Nicht in Stolz, aber in Liebe.“

„Das will ich gelten lassen. Aber die Liebe des natürlichen Menschen besetzt sich am besten in der Familie.“

„Ja, die des natürlichen Menschen...“

„Was ja Klingt, Frau Gräfin, als ob Sie dem Unnatürlichen das Wort reden wollten.“

„In gewissem Sinne ja, Frau Domina. Was einscheldet, ist, ob man dabei nach oben oder nach unten rechnet.“

„Das Leben rechnet nach unten.“

„Oder nach oben; je nachdem.“

Es klang alles ziemlich gereizt. Denn so leichtfertig und heiter Melusine war, einen Ton konnte sie nicht ertragen, den sittlicher Ueberheblichkeit. Und so war eine Gefahr da, sich die Schraubereien fortsetzen zu sehen. Aber die Melbung, daß die Wagen vorgefahren seien, machte dieser Gefahr ein Ende. Melusine brach ab und teilte nur noch in Kürze mit, daß sie vorhabe, morgen mit dem frühesten von Berlin aus einen Brief zu schreiben, der unmöglich gleichzeitig mit dem jungen Paar in Capri eintreffen werde. Adelheid war damit einverstanden, und Melusine nahm Baron Verdesgabens Arm, während der alte Graf die Baronin führte.

Das Verdeck des vor dem Portal haltenden Wagens war zurückgeschlagen, und alsbald hatten die Baronin und Melusine im Fond, die beiden Herren aber auf dem Rücksitz Platz genommen. So ging es eine schon in Käfigen stehende Weidenallee hinunter, die beinahe geradlinig auf Gransee zuführte. Das Wetter war wunderschön; von der stülte, die noch am Vormittag geherrscht hatte, zeigte sich nichts mehr; der Himmel war gleichmäßig grau, nur hier und da eine bunte Stelle. Der Rauch stand in der stillen Luft, die Spazier quirlierten auf den Telegraphensäulen und aus dem Saatengrün stiegen die Kerchen auf. „Wie schön,“ sagte Baron Verdesgabens, „und dabei spricht man immer von der Dürftigkeit und Prosa dieser Gegenden.“ Alles stimmte zu, zumeist der alte Graf, der die Frühlingluft einlog und immer wieder aussprach, wie glücklich ihn diese Stunde mache. Sein Bewegsein fiel auf.

„Ich dachte, lieber Darby,“ sagte der Baron, „in meinen Andenken gehen Ihre Frühlinglandschaft ein Meubertes gethan zu haben. Aber Sie schlagen mich doch noch ans dem Felde.“

„Ja,“ sagte der alte Graf, „mir kommt es wohl auch zu. Denn ich bin der erste, davon Abschied nehmen zu müssen.“

Rex und Czako folgten in einem leichten Jagdwagen. Die beiden Schweden, kleine Schetländer, warten ihre Mähnen. Daß man von einem Verdrübnis kam, war dem Gefährt nicht recht anzusehen.

„Rex,“ sagte Czako, „Sie könnten nun wieder ein ander Geschäft aufgeben. Oder wollen Sie mich glauben machen, daß Sie wirklich betrübten Herzens sind?“

„Nein, Czako, so gräßlich inscenier' ich mich nicht. Und käme mir so was in den Sinn, so jedenfalls nicht vor einem Publikum, das Czako heißt. Uebrigens wollen Sie bloß etwas von sich auf mich abwälzen. Sie sind betrübt, und wenn ich mir alles überlege, so steht es so, daß Sie bei dem Chateau Lafitte nicht auf Ihre Rechnung gekommen sind. Er wirkte — denn des Alten 'Bocksbeutel' hab' ich noch in dankbarer Erinnerung — wie wenn ihn Tante Adelheid aus ihrem Kloster mitgebracht hätte.“

„Rex, Sie sind ja wie veräuscht und reden beinah' in meinem Stil. Es ist doch merkwürdig, sowie die Menschen dies Nest, dies Berlin, hinter sich haben, fängt Verdrübnis wieder an zu sprechen.“

„Sehr verbunden. Aber eskamotieren Sie nicht die Hauptfrage. Meine Frage bleibt, warum so belegt, Czako? Denn daß Sie das sind, ist außer Zweifel. Wenn nicht der Lafitte, so kann es nur Melusine sein.“

Czako feuigte. „Da haben wir's. Thatsache festgestellt, obwohl ich Ihren Zeiger nicht recht verstehe. Sie haben nämlich nicht den geringsten Grund dazu.“

„Die Gräfin ist sehr reich.“

„Das erichwert nicht, das erleichtert bloß.“

„Und ist außerdem grundgebeid.“

„Das sind Sie mitunter auch.“

„Und dann ist die Gräfin eine Gräfin, ja, sogar eine Doppelgräfin, erst durch Geburt und dann durch Heirat noch mal. Und dazu diese verteuftelt vornehmen Namen: Darby, Ghiberti. Was soll da Czako? Feuerter Mer, man muß den Mut haben, den Thatsachen ins Auge zu sehn. Ich mache mir kein Hehl draus, Czako hat was merkwürdig Konnufsmähiges, etwa wie Landwehrmann Schulze. Nennen Sie das reizende Voklett, Aldermörter und Picarde? Da haben Sie die ganze Geschichte. Melusine ist die reine Picarde.“

„Jungegeben. Aber was schadet das? Italiensieren Sie sich und schreiben Sie sich von morgen ab Giacomo. Dann sind Sie dem Ghiberti trotz seiner Grafenschaft dicht auf den Haden.“

„Sapristi, Rex, c'est une idée.“

XLV.

Das junge Paar war, nach geplantem kurzen Aufenthalt erst in Analfi und dann in Sorrent, in Capri angekommen. Woldeemar fragte nach Briefen, erfuhr aber, daß nichts eingegangen.

Armgard schien verstümmt. „Melusine läßt sonst nie warten.“

„Das hat dich verwöhnt. Sie verwöhnt dich überhaupt.“

„Vielleicht. Aber, so dir's recht ist, darüber später einmal; für solche Geständnisse sind wir doch eigentlich noch nicht lauge genug verheiratet. Wir sind ja noch in den Filterwochen.“

Woldeemar beschwichigte. „Morgen wird ein Brief da sein. Schicken wir also Frieden, und steigen wir, wenn dir's paßt, nach Anacapri hinauf. Oder wenn du nicht steigen magst, bleiben wir, wo wir sind, und suchen uns eine gute Aussichtsstelle.“

Es war auf dem Frontbalkon ihres am mittleren Abhang gelegenen Albergo, daß sie dies Gespräch führten, und weil die Mähen und Anstrengungen der letzten Tage ziemlich groß gewesen waren, war Armgard willens, für heute wenigstens auf Anacapri zu verzichten. Sie begnügte sich, mit Woldeemar auf das Gladbach hinaufzusteigen, und verlebte da, angelehnt der vor ihnen ausgebreiteten Säubelt, eine glückliche Stunde. Von Sorrent kamen Fischerboote herüber, und der Himmel war klar und blau; nur drüben aus dem Stogel des Bewus stieg ein dünner Rauch auf, und von Zeit zu Zeit war es, als vernähmen sie ein dumpfes Rollen und Grollen.

„Hörst du's?“ fragte Armgard.

„Gewiß. Und ich weiß auch, daß man einen Ausbruch erwartet. Vielleicht erleben wir's noch.“

„Das wäre herrlich.“

„Und dabei,“ fuhr Woldeemar fort, „komm' ich von der eiteln Vorstellung nicht los, daß, wenn's da drüben ernstlich anfängt, aus unserm Stechlin der Wassertrahl anfängt. Es ist doch eine vornehme Verwandtschaft.“

Armgard nickte, und von der liferielle her, wo die Sorrentiner Fischer einen anlegten, klang es herauf:

Tre giorni son che Nina, che Nina,  
In letto ne se sta...

Am andern Tage, wie vorausgesetzt, kam ein Brief von Melusine, diesmal aber nicht an die Schwester, sondern an Woldeemar adressiert.

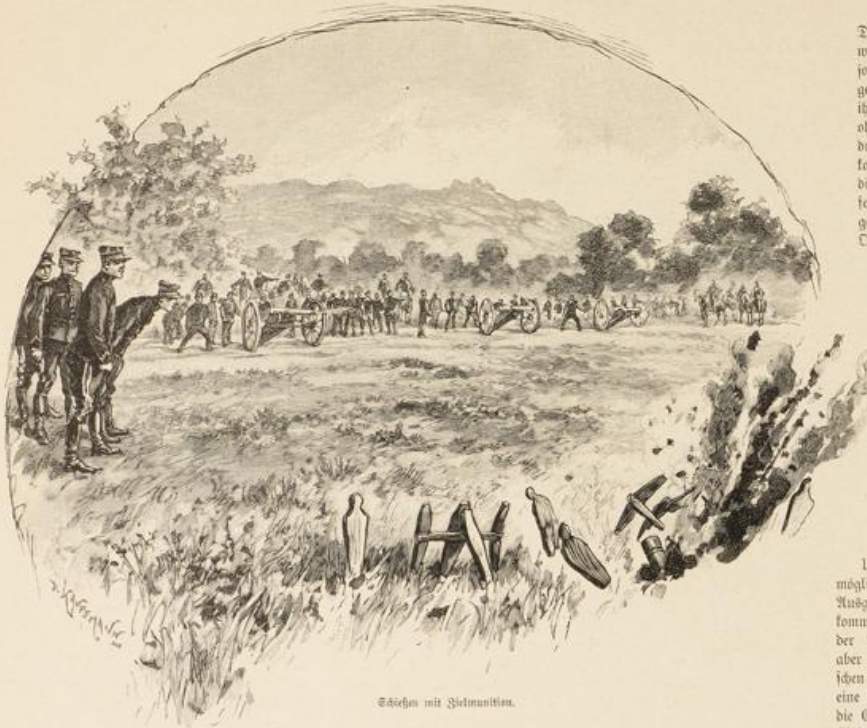
„Was ist?“ fragte Armgard, der die Bewegung nicht entging, die Woldeemar, während er las, zu betämpfen suchte.

„Nies selbst.“

„Und damit gab er ihr den Brief.“

An ein Eintreffen in Stedlin, um noch der Besetzung bewohnen zu können, war längst nicht mehr zu denken; der Begräbnistag lag zurück. So kam man denn überein, die Rückreise langsam, in Etappen über Rom, Mailand und München zu machen, aber an jedem Orte (denn beide lehnten sich heim) nicht länger als einen Tag verweilen zu wollen. Von Capri nahm Woldeemar ein einziges Andenken mit, einen

(Zusatzung siehe Seite 302.)



Schießen mit Zielmanntien.

### Schießübungen an der Kriegsschule zu Fontainebleau.

Text und Abbildungen von P. Kauffmann.

I.

Fontainebleau mit seinen prächtigen Waldungen und seinem an geschichtlichen Erinnerungen so reichen Schloß ist seit dem Jahre 1871 Sitz der früher in Metz befindlich gewesenen Schule zur Ausbildung der französischen Artillerie- und Ingenieuroffiziere.

Diese Schule entspricht wohl dem, was wir in Deutschland eine Kriegsschule zu nennen pflegen, doch weicht sie in ihren Einrichtungen erheblich von einer solchen ab. Abgesehen davon, daß sie nur für die genannten Spezialwaffen bestimmt ist, übernimmt sie ihre Jünger direkt von der Polytechnischen Schule, ohne daß diese zuvor irgend einen Dienst bei der Truppe durchgemacht hätten. Die von der Polytechnischen Schule kommenden Offiziersaspiranten erhalten in Fontainebleau die gesamte praktische Unterweisung, durch die sie zu selbständigen Offizieren herangebildet und in den Stand gesetzt werden, auf dem Schlachtfelde die verschiedenen Operationen ihrer Waffengattung zu leiten.

Selbstverständlich treiben sie in Fontainebleau die auf der Polytechnischen Schule begonnenen wissenschaftlichen und theoretischen Studien weiter; daneben aber müssen sie den praktischen Dienst lernen und, soweit es sich um die Artillerie handelt, in den Grundzügen wenigstens, sich die Handhabung sämtlicher Schießwaffen aneignen, die in Frankreich und dem Auslande in Gebrauch sind. In den Übungen am Geschütz treten sie alle als Gemeine an und übernehmen der Reihe nach die Rolle des Kommandoführers und die der Bedienungsmannschaft, ohne daß durch diesen beständigen Wechsel unter gleichgestellten und dieselbe Unterrichtsstufe einnehmenden Kameraden die Disziplin etwas zu leiden hätte.

Um die praktischen Schießübungen zu jeder Zeit zu ermöglichen und dabei das Budget nicht allzusehr mit den Ausgaben für die auf die Tower etwas gar teuer zu stehenden kommenden Kriegsmunition zu belasten, bedient man sich der sogenannten Zielmanntien, die auch in Deutschland, aber nur bei der Infanterie, üblich ist. Für die französischen Artillerie-Übungen hat Oberlieutenant Rodolphe eine sehr sinnreiche Einrichtung erfunden, die es gestattet, die Einschlagswirkung eines Geschosses auf ein bestimmtes Ziel noch ziemlich sicher abzuschätzen.

Mit diesem Apparate beginnen die ersten Übungen zur Distanzbestimmung. Er weist folgende Einrichtung auf.

In die Seele eines gewöhnlichen Feldgeschützes wird ein eigens zu diesem Zwecke hergestelltes Rohr eingelassen, dessen Kaliber gleich dem einer Neesover- oder Hotchkiss-Kanone ist; in eine am unteren Ende dieses Rohres angebrachte falsche Stahlkammer wird statt der gewöhnlichen Geschosstypische die Patrone eines einfachen Jagdgewehres, Kaliber 16, mit Zentralzündung eingelagt; die Patrone wird durch einen Stift zur Entzündung gebracht, der auf das Zündhütchen vorgetrieben wird, und zwar mittels derselben Abgasleite, die bei der echten Ladung eines Feldgeschützes die Entzündung der



Eine Schichtlinie.





Die Verwundenen und Toten des Handverhörs.

Pulverladung bewirkt; die explodierende Jagdpatrone treibt alsdann ein kleines Projektil von der Art der Hoch-Grenate zum Rohr hinaus. Die Ziellanone trifft auf diese Weise mit ziemlicher Sicherheit auf mittlere Entfernungen von 2-400 Meter, die solchen von 2-4000 Metern bei wirklichen Feldgeschützen entsprechen. Die Geschütze werden gegen verteilerte Zielgegenstände gerichtet, die in ihrem Umkreis eine aus Infanterie, Artillerie und Kavallerie bestehende feindliche Armee darstellen und höchstens 30 Centimeter hoch sind, so daß es den Ansehen hat, als ob sie sich in der richtigen Entfernung befänden.

Wenn nun die Übungen beginnen, ist es lustig, zu sehen, wie bei dem Einschlagen der Geschosse die kleinen Figuren, die den Feind darstellen, in die Höhe schnellen. Beim Nichten der Geschütze müssen natürlich die Kurbedrehungen so bemessen werden, daß die angenommenen Entfernungen gemahrt werden, je nach 100 Meter für 1000 gelten, 200 für 2000 und so fort. Die Schießprämien für erzielte Treffer beschränken sich auf Einträge in die Schießbücher der Offiziersaspiranten.

Die Schießbahn liegt mitten im Walde von Fontainebleau, sie hat eine Länge von nur 4000 Meter, doch genügt diese für die Schießübungen; die Übungen, die ein weiteres Feld erfordern, werden in Châlons an der Marne abgehalten. Die Festungs- und Belagerungsbatterien stehen auf der sogenannten Spielbahn Heinrichs IV. (mail Henri IV.). Wir führen in einer unserer Abbildungen eine Lehnbatterie vor, die sich aus kurzen Belagerungsgeschützen (Handbüten) von 150 Millimeter Kaliber zusammensetzt. Ein derartiges Geschütz wiegt mit Lafette 2150 Kilogramm und schleudert ein Geschöß von 40 Kilogramm auf eine Entfernung von 6000 Meter. Die deutsche Artillerie hat ein entsprechendes Geschöß von 140 Millimeter Kaliber mit einem Geschöß von 38 Kilogramm. Sechs Mann genügen zur Bedienung des Geschützes. Die Jünglinge der Schule von Fontainebleau müssen die Mäander zu Châlons mitmachen und sich eine gründliche Kenntnis der Handhabung und Konstruktion der sämtlichen Geschütze und Vorrichtungen aneignen, die zur Belagerungs-, Festungs- und Feldartillerie gehören.

Für die Übungen mit den Feldgeschützen wird die Artillerie in Fußbatterien auf einem Platze vor der Mail Henri IV. formiert, und die Schüsse werden auf verschiedene (wirkliche) Entfernungen abgegeben, von 1200 Meter mit Kartätschen bis zu 4000 Meter mit Granaten und Melinitbomben, teils auf bewegliches Ziel, teils auf feste Scheiben. Die Schüsse werden sprunghaft abgefeuert, das heißt auf wechselnde Entfernungen, vorwärts und rückwärts, zur genauen Regulierung des Ziels. Bei den Mäandern von Châlons werden diese Übungen in größerem Maßstab ausgeführt, dann aber mit Unterstützung von Infanterie. Die festen Ziele geben Infanterie-Compagnien in allen Geschößstellungen oder Artilleriebatterien mit ihren Bedienungsmannschaften zu erkennen; die Leute werden dabei durch Strohuppen dargestellt, die in alte, abgetragene Uniformstücke

gesteckt sind, die Kanonen durch dünne Holzverhölungen. Nach dem Schießen begeben sich die Offiziere gruppenweise nach der Ziellinie, um sich von der Richtung zu überzeugen; aus einer gewissen Entfernung stellt diese sich als eine schreckliche dar, denn in allen Verleslagen gewahrt man Verwundete und Tote, die Opfer des Kampfes; schaut man aber etwas näher zu, so nimmt der Anblick etwas Komisches an: die von den Kartätschen und den Granatplittern zerrissenen Strohänner mit ihrer zeretzten Lumpenhülle rufen auch auf dem Gesichte des Urnhaltenden unwillkürlich ein Lächeln hervor.

Man stellt das Ziel auch ein Dorf oder ein Bauerngehöft dar, die aus bemalten großen Brettern hergestellt werden, so daß man aus einer gewissen Entfernung wirkliche Häuser, Pflanze, Mauern, Kirchen und ähnliche Gegenstände, sowie die Verteidiger derselben vor sich zu haben glaubt. Dank einer sinnreichen Vorrichtung fügen diese Bretter zusammen, sobald sie von einer bestimmten Anzahl von Geschößen getroffen worden sind, während auch der stärkste Windstoß ihnen nichts anzuhaken vermag. Jumeilen kommt es vor, daß die Zielgegenstände von Feuer ergriffen werden, alsdann wird das Schießen sofort eingestellt, und es eilen Löschmannschaften herbei, die eigens für diesen Zweck bereitgestellt worden sind. Auf diese Weise kann man sich einen Begriff von den verheerenden Wirkungen machen, die durch ein gut unterhaltenes Geschößfeuer herbeigeführt werden.

Für die Schießübungen mit Melinitladung werden als Zielpunkte Erdwerke und Mauerarbeiten aufgeführt, und es treten hier die Aspiranten vom Geniecorps den angehenden Artilleristen hilfreich zur Seite. Zwischen den jungen Leuten findet ein freundschaftlicher Wettstreit statt, der nach den großen Preisen gewöhnlich mit dem friedlichen Explofivstoff der Champagnerflaschen beieget wird.



Ziel, das ein Dorf darstellt.

Krauz von Lorbeer und Oliven. „Den hat er sich verdient.“

Die letzte Station war Dresden, und von hier aus war es denn auch, daß Woldegar ein paar kurze Jellen an Lorenzen richtete.

„Nieber Lorenzen. Seit einer halben Stunde sind wir in Dresden, und ich schreibe diese Zeilen angelehnt des immer wieder schönen Bildes von der Terrasse aus, das auch auf den Verwöhntesten noch wirkt. Wir wollen morgen in aller Frühe von hier fort, sind um zehn in Berlin und um zwölf in Gransee. Denn ich will zunächst unser altes Stechlin wiedersehen und einen Kranz am Sarge niederlegen. Bitte, sorgen Sie, daß mich ein Wagen auf der Station erwartet. Wenn ich auch Sie persönlich trafe, so wäre mir das das Erwünschteste. Es plaudert sich unterwegs so gut. Und von wem könnt' ich mehr und zugleich Zuerlässigeres erfahren, als von Ihnen, der Sie die letzten Tage mit durchlebt haben werden. Meine Frau grüßt herzlichst. Wie immer Ihr alter, treu und dankbar ergebenster Woldegar v. St.“

Um zwölf hielt der Jag auf Bahnhofs Gransee. Woldegar sah schon von Coupé aus den Wagen; aber statt Lorenzen war Krippenstapel da. Das war ihm zunächst nicht angenehm, aber er nahm es bald von der guten Seite. „Krippenstapel ist am Ende noch besser, weil er unbefangener ist und mit manchem weniger zurückhält. Lorenzen, wenn er dies Wort auch belächeln würde, hat einen diplomatischen Jua.“

In diesem Augenblick erfolgte die Begrüßung mit dem inzwischen herangeretretenen „Bienenwater“, und alle drei bestiegen den Wagen, dessen Verdeck zurückgeschlagen war. Krippenstapel entschuldigte Lorenzen, „er habe eine Trauung“, und so wäre denn alles vorläufig gewesen, wenn unser trefflicher alter Vorkammdirektor nur vor Antritt seiner Fahrt nach Bahnhofs Gransee von einer Herausforderung seines äußeren Menschen Abstand genommen hätte. Das war ihm aber unzulässig erschienen, und so sah er denn jetzt dem jungen Paare gegenüber, angetan mit einem Schiffsstreifen und einem großen Chemisierkorb. Der Schiffsstreifen war so schmal, daß nicht bloß der zur Befestigung der Vatermörder dienende Heuboden in seiner ganzen Höhe sichtbar wurde, sondern leider auch der aus einem feilartigen Ausschmitt hervorlugende Adamsapfel, der sich, wie ein Ding für sich, bekändig hin und her bewegte. Die Verlegenheit Armgards, deren Miß sich sehr gegen ihren Willen, unangesezt auf dies Naturpiel richten mußte, wäre denn sicherlich auch höchst bedrohlich geworden, wenn nicht Krippenstapels unbefangene Haltung schließlich über alles wieder hinweggeschoben hätte.

Dazu kam noch, daß seiner Unbefangtheit seine Mittelbarkeit entsprach. Er erzählte von dem Begräbnis und wie von Großhofsadel alles dagewesen sei. Dann kam Tornepner an die Reihe, dann Stagenstein und die Domäne und zuletzt auch „lüt Agnes.“

„Des Kindes müssen wir uns annehmen,“ sagte Armgard.

„Wenn du darauf bringst, gemiß. Aber es liegt schwieriger damit, als du denkst. Solche Kinder, ganz im Gegenfatz zur Pädagogenshablone, muß man sich selbst überlassen. Der gefährlichere Weg, wenn überhaupt was Gutes in ihnen steckt, ist jedesmal der bessere für sie. Dann befehlen sie sich aus sich selbst heraus. Wenn aber irgend ein Zwang diese Befehreung schaffen will, so wird meist nichts draus. Da werden nur Heudelei und Hiererei geboren. Eigner freier Entschluß wiegt hundert Erziehungsmaximen auf.“

Armgard stimmte zu. Krippenstapel aber fuhr in seinem Berichte fort und erzählte von Kludhuhn, von Linde, von Griede; Sponholz werde in der nächsten Woche zurück erwartet, Koseleger und die Bringsstien seien ein Herz und eine Seele, besonders — und das sei das neueste — seit man für ein Neutingshaus sammle. Seitens des Adels werde fleißig dazu beigetragen; nur Molskom habe sich geweigert: „so was schaffe nur Konfusion.“

Um zwei traf man in Schloß Stechlin ein. Woldegar durchschritt die verödeten Räume, verweilte kurze Zeit in dem Sterbezimmer und ging dann in die Kirchgruft, um da den Kranz an des Vaters Sarge niederzulegen.

Am späten Nachmittag erschien auch Lorenzen

und sprach zunächst sein Bedauern aus, daß er einer Amtshandlung halber (Kostlich Kohrbed habe sich wieder verheiratet) nicht habe kommen können. Er blieb dann noch den Abend über und erzählte vielerlei, zuletzt auch von dem, was er dem Alten feierlich habe versprochen müssen.

Woldegar lächelte. „Die Zukunft liegt also bei dir.“ Und dabei reichte er Armgard die Hand.

#### XLVI.

Armgard hatte sich von der im Stechliner Hause herrschenden Weltabgewandtheit angeheimelt gefühlt. Aber der Gedanke, hier ihre Tage zu verbringen, lag ihr vorderhand doch noch fern, und so kehrte sie denn, kurz nach Ablauf einer Woche, nach Berlin zurück, wo mittlerweile Melusine für alles gesorgt und eine ganz in Nähe von Woldegars Kaserne gelegene Wohnung gemietet und eingerichtet hatte.

Das war am Belle-Allianceplatz. Als das junge Paar diese Wohnung bezog, ging die Saison bereits auf die Neige. Die Frühjahrsparaden nahmen ihren Anfang und gleich danach die Wettrennen, an denen Armgard voller Interesse teilnahm. Aber ihre Freunde daran war doch geringer als sie geglaubt hatte. Weder das Großstädtische noch das Militärische, weder Sport noch Kunst behauptete dauernd den Reiz, den sie sich anfänglich davon versprochen, und ehe der Hochsommer heran war, sagte sie: „Laß mich's dir gescheh, Woldegar, ich nehme mich einigermassen nach Schloß Stechlin.“

Er hätte nichts Lieberes hören können. Das Armgard da sagte, war ihm aus der eignen Seele gesprochen. Liebenswürdig und bescheiden wie er war, stand ihm längst fest, daß er nicht berufen sei, jemals eine Generalfeldmarschallsgröße zu werden, während das alte märkische Junkertum, von dem frei zu sein er sich eingebildet hatte, sich mehr und mehr in ihm zu regen begann. Jeder neue Tag rief ihm zu: „Die Scholle daheim, die dir Freiheit giebt, ist doch das Beste.“ So reichte er denn seine Demission ein. Man sah ihn ungern scheiden, denn er war nicht bloß wohlgeleitet an der Stelle, wo er stand, sondern überhaupt beliebt. Man gab ihm, als sein Scheiden unmittelbar bevorstand, ein Abschiedsfest, und der ihm besonders wohlwollende Kommandeur des Regiments sprach in seiner Rede von den „schönen, gemeinschaftlich durchlebten Tagen in London und Windsor.“

All die Zeit über waren natürlich auch die von solcher Ueberriedlung unzertrennlichen Mähen und Sorgen an das junge Paar herangetreten. Unter diesen Sorgen — Vizzi hatte abgelehnt, weil sie die große Stadt und die „Bildung“ nicht miffen mochte — war das Ausfindigmachen einer Kammerjungfer mit in erster Reihe gewesen. Es traf sich aber so glücklich, daß Portier Hartwigs hübsche Nichte mal wieder außer Stellung war, und so wurde diese denn engagiert. Melusine leitete die Verhandlungen mit ihr. „Ich weiß freilich nicht, Hedwig, ob es Ihnen da draußen gefallen wird. Ich hoff' es aber. Und Sie werden jedenfalls zweierlei nicht haben: keinen Hängeboden und keinen Ankrag, wie die Leute hier sagen. Oder doch nicht mehr davon, als Ihnen vielleicht lieb ist.“

„Ach, das ist nicht viel,“ versicherte Hedwig halb scham, halb schalthaft.

Am 21. September wollte das junge Paar in Stechlin einziehen und alle Vorbereitungen dazu waren getroffen: Schulze Kludhuhn trommelte sämtliche Kriegervereine zusammen (die Duppelstürmer natürlich am rechten Flügel), während Krippenstapel sich mit Tuscheband über ein Begrüßungsgebiht einigte, das von Kolf Strafes ältester Tochter gesprochen werden sollte. Die Glockenwerge gingen noch einen Schritt weiter und bereiteten eine Rede vor, darin der neue junge Herr als einer der „Ihrigen“ begrüßt werden sollte.

Das alles galt dem Grundwanzigsten. Am Tage vorher aber traf ein Brief Melusines bei Lorenzen ein, an dessen Schluß es hieß:

„Und nun, lieber Pastor, noch einmal das eine. Morgen früh zieht das junge Paar in das alte Herrenhaus ein, meine Schwester und mein Schwager. Gernimm Sie sich bei der Gelegenheit unfers in den Weihnachtstagen geschlossenen Pottes: es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleide, aber es lebe der Stechlin.“

#### Lustschloßler.

Ich habe in die Luft gebaut  
Manch Schloßlein und manch Schloß,  
Das hat gar pöcklich ausgehaut,  
Bis es — in Luft zerfloß.  
Doch weil dies mal der Dinge Lauf,  
Baut' ich geschwind ein andres auf.

„All Ding ein' Weil' — die schwere Zeit  
Trat auch an mich heran,  
Und kim' in meinem Bezgeleid  
Mich jetzt das Banen an,  
So baut' ich mir ein Kämmerlein  
Wohl in der Erde Schloß hinein.“

Darüber wölbt ein Hügel sich  
Im Abendsonnenglanz,  
Und Eine kommt und weint um mich,  
Und bringt mir einen Kranz,  
Die Eine, die mich nie vergißt —  
Ob das wohl auch ein Lustschloß ist?

Geistliche von Schwarzfoppen.

#### Die Jungersteine.

Roman

Gertrud Franke-Schievelbein.

(Fortsetzung.)

Warum machst du denn plötzlich so ein ver-  
schlagenes Gesicht?“ unterbrach Lotte ihre  
Rede.

„Ich ahne — o ihr Frauen! Es läuft auf ein  
Vertratsprojekt hinaus, was?“  
„Ach, Schatz, das wäre leider ganz ansichtslos.  
Ist ist noch immer alleiniger Favorit.“

„Ein Favorit in Duobes?“  
„Ja, siehst du, unser guter Bedefind ist neben  
unser Kläre-Germania eben auch ein bißchen Duobes,  
und ich fürchte, über den halben Kopf, den er  
weniger hat als sie, kommt sie niemals weg.“

„Da hab' ich doch eine bessere Meinung von ihr.“  
„Du kennst uns nicht, Schatz. Und besonders  
in dem Alter! Da kann ein Leberleck am Kinn,  
oder eine etwas zu süße Note, oder eine kispelnde  
Ausprache uns einen Engel verleiden. Später  
ändert sich das freilich. Da sehen wir uns über  
alles mögliche fort.“

Er vernicgte sich mit ironischem Lachen. „Danke!“  
Sie verstand nicht gleich, lachte aber dann mit  
und schlug ihm leicht mit der Poßkarte auf die Hand.  
„Du bist nicht gemeint. Uebrigens — warum zer-  
brechen wir uns den Kopf um den armen Bede-  
find? Der wird von den Bergbauers nichts mehr  
wissen wollen.“

Hubert schwieg, und Lotte fragte nach einer Pause:  
„Hast du nichts von ihm gehört seit unfer Ver-  
lobung?“

„Er hat mir geschrieben,“ sagte Hubert kurz.  
„Gratuliert?“

„Na — das weniger.“

„Hubert,“ meinte sie zaghaft, „nicht wahr, er  
hat sich über mich — beklagt?“

„Nebst dich?“ fragte er ganz erntaunt.  
Sie errödete. „Siehst du, Schatz, ich hab's ja  
wohl gemerkt. . . keine Briefe! Und schon immer,  
ehe ich dich kannte. . . Und da ich dich ausgebe-  
n hatte und ruhig geworden war, da hatte ich mir ge-  
dacht: ein guter Mensch ist er ja. An seiner Seite  
wirst du dich ruhig weiterentwickeln können in deiner  
Kunst. Er hört ja keinen, macht keine Ansprüche,  
läßt jeden auf seine Façon selig werden. Und da-  
mals war mir's um weiter nichts zu thun. . . Bis  
wir dann auf der Rüdreise dich trafen — und alles  
anders kam.“

Sie wunderte sich, daß Hubert dies kleine Be-  
kenntnis so ernst aufnahm. Sie kannte ihn nun  
schon genug, um zu wissen, daß er etwas in sich  
verarbeitete, wenn er so an seiner Lippe nagte.  
Endlich legte sie ihre kleine, warme Hand fest  
auf seine zusammengedrückte Faust. Da sah er auf,  
in ihr junges, helles Gesicht. „Was grübelst du?“  
fragte sie.

Er strich sich über die Stirn. „Ich dachte einen  
Augenblick: besser, du hättest sie nie wiedergehört!“

„Hubert!“

„Deinetwegen, Liebste. Karl Webekind ist der rechte Mann, eine Frau glücklich zu machen. Ich —“  
 „Du Abscheulicher!“ rief sie mit zärtlichem Vorwurf, und die warme, innige Liebe sah ihr so deutlich aus den Augen, daß er erleichtert sagte: „Na, nun hast du mich einmal erwünscht. Nun muß das Verhängnis seinen Gang gehn“, wie unser alter Klassenlehrer immer sagte, wenn er einen von uns beim Ableben ertappt hatte.“

Sie lachte herzlich. „Das mag es. Und was es auch bringt, ich werde ihm dankbar sein.“

In Bonn, das sie bald darauf erreichten, fanden sie postlagernd Briefe von Verghauer und Kläre vor. Der letztere war ein langer Herzenserguß, der unter übermüthiger Lustigkeit, meistens und alltäglichen Geschwätz eine schmerzliche Sehnsucht verbergte.

Sie fand es „schändlich“, daß sie jetzt da oben in ihrem Erker allein hausen müße. Die erste Zeit habe sie sich sogar tüchtig gequält. Das sei jetzt besser. Aber das Erwachen sei noch immer „einsam schrecklich“. Denn jedesmal müsse sie sich erst besinnen, daß die Lotte über alle Berge sei, und nicht etwa bloß auf kurze Zeit — nein, für immer. Und sie hätte schon manchmal gedacht, das hielte sie gar nicht aus. Und dann immer allein in die Stadt gehn, und alle Bekannten wären außer sich, daß Letzte sich so „auf französisch“ empfohlen habe. Und Tante Sophie wäre jetzt oben auf und „päpplicher“ als je, so daß sich Kläre sehr zu ärgern habe.

„Daß Du ihr den Gefallen gethan hast und „wirtschaftlich“ geworden bist — Tante Sophie nennt es: daß das Weib in Dir zum Durchbruch gekommen ist —, das muß ich jetzt wissen, liebe Lotte. Ich soll nun womöglich den ganzen Tag nach den Leuten sehn, oder fochen, oder Staub wischen. Tante meint, ich würd's ihr noch mal auf den Knien danken. „Lieber Gott, warum denn? Ich heirate ja doch nicht. Nein, nie! Ich denke nicht dran. Denn so wie Du, Lotte, auf einmal „untermüthig“ werden und mich abhampeln, nur um's dem Herrn und Gebieter recht zu machen, — nein, Lotte, ich kann noch immer nicht begreifen, daß Du das alles wirklich gesagt und gethan haben sollst. Uebrigens — das verunglückte Monogramm habe ich aufgetrennt und neu gestickt und schickte Dir das Handtuch mit der übrigen Wäsche.“

„Du fragst auch nach Doktor Webekind. Ja, er war neulich bei uns in Gesellschaft. Wegen einer Pfundungsgeschichte — was weiß ich! Papa wird Deinen Mann (wie das klingt!) wohl darüber schreiben.“

„Er, der Doktor, ist entsetzlich mager geworden. Es sieht ihm aber besser als das Fett. Er sieht viel größer aus. Und ernst, Lotte! Und so was im Bild. Ich kann ihn gar nicht mehr komisch finden, was mir manchmal leid thut. Es war immer so nett, wenn wir uns aufzogen. So wird das Leben immer enger. Manchmal würd' ich mir, ich läge im Grabe. Und dann kann's mal wieder ganz lustig sein.“

„So zum Beispiel gestern. Ich merkt es: dem Papa thut der Doktor auch leid. Er war so gut zu ihm und hat ihn so dringend eingeladen; der Webekind konnte nicht anders (schon weil er keinem Menschen was abschlagen kann) — er mußte zusagen. Und da waren wir also alle drei gestern auf der Post.“

„Stolz zu Koffe, notabene! Er sitzt übrigens famos zu Pferde und hat sich außerdem sehr hübsch benommen. Mitterlich! Sans peur et sans reproche.“

„Nämlich im Littenwader Grund, gerade an der Stelle, wo die Felsen so schrecklich dicht zusammenstehen, daß man unwillkürlich an Mauerhöhlen und Brigantenüberfälle denkt, wie in den Abruzzen — was geschicht?“

„Ich war, wie immer, vorausgeritten, der Doktor zehn Schritt hinter mir, Papa nirgends zu erblicken. Da bin ich plötzlich umringt von zigernern, ein ganzer Trupp — ich schätzte sie auf hundert Köpfe, der Doktor behauptet, höchstens dreißig. Aber mir wurde doch so himmelang, als sie mein Pferd anbliesen und die Hände ausstreckten und in der Zigeunersprache auf mich eintredeten. Und all die roten Lippen und das grelle Weiß in den Augen! Ich wollte ihnen schon mein Portemonnaie hinwerfen (gestern hatte ich erst Taschengeld getrieget), aber da kam der Webekind herangaloppiert und litt

es nicht — und war ordentlich energisch, wie ich es ihm nie zugetraut hätte, und warf bloß einen Haufen kleiner Münze unter sie.“

„Da dankten sie ganz zufrieden und küßten meine Fußspitzen, meine Hände, mein Kleid. Und einer nannte mich zu meinem reichsten Erbkann „Donna Kläre“. Es war nämlich der Fritz Vogel. Denn — denk Dir, es stellte sich heraus, daß die Leuten gar keine echten Zigeuner waren, sondern Akademiker, die ihr Sommerfest feierten. Sie hatten auch eine Königin bei sich, ein wunderschönes, glühendes Geschöpf, ganz mit Goldmünzen und seidenen Schawls behängt, das auf einem milchweißen Zelter ritt. Ich war ordentlich froh, daß das Mädchen, von dem der Webekind ganz entzückt that, auch ein junger Mann war.“

„Ich weiß, daß der Doktor meine Feigheit verächtlich findet. So eine „Germania“ — und er ist nur eben Mittelgrad —, und ich glaube, ich habe am ganzen Leibe gezittert. Wenn ich dran denke, werde ich noch rot.“

„Nun, liebe Lotte, lebe wohl! Grüß „Deinen Mann“, dem ich eigentlich bitterböse bin, daß er Dich fortgeholt hat. Es ist gar nichts mehr los mit dem Leben.“

Charlotte sah eine ganze Weile mit dem Brief in der Hand und starrte durch das Fenster des Hotels auf den Rhein. Wie stolz das Bild draußen — der breite, grüne Fluß, die lieblichen Ufer — und doch, alle Herrlichkeit der Welt hätte sie drum gegeben, jetzt mit der Kläre in dem blumigen Erkerhäuschen zu sitzen, sich auszuspannen nach Herzenslust von all den lieben kleinen, alltäglichen Dingen, die das Leben machen.

Sie fühlte plötzlich, daß die Weiße, die fremden Menschen, die fremden Gegenden sie anbeteten, kalt und unheimlich. Ja, selbst ihr geliebter Mann: so nah, so vertraut wie ihr Vater, wie die herzige Kläre war er ihr noch nicht, konnte er ihr nicht sein! Und eine Sehnsucht ergriß sie; heiß und gewaltig zog es sie nach Hause, nach ihrem alten, wohlvertrauten Zuhause. Heimlich! sagte sie sich. Und es waren ein paar harte Minuten, in denen sie es niederzupfiffte.

„Was schreibst denn Papa?“ fragte sie nach einer Weile.

Auch Hubert schien nachdenklich geworden. Er hielt Verghauers Brief noch immer in der Hand. Er hatte wieder allerlei Dummes über den Augenbrauen, Jörn, Tros, Gefährtheit — sie wurde nicht recht klar daraus. Und fast zaghaft nahm sie das Blatt, das Hubert ihr mechanisch reichte.

Aber das war alles so frisch, kräftig, lebensfreudig, was ihr Vater schrieb, daß sie sich förmlich daran aufrichtete. Allerlei heitere Nachrichten, praktische Vorschläge, fröhliche Wiedersehenspläne, wenn das junge Paar in Berlin erst ein bißchen eingelebt wäre.

Sie schalt sich schon beinahe ihrer sentimentalen Anwendung wegen, da kam ein Satz, bei dem sie doch wieder stutzte und sinnen mußte: „In der bewußten Sache, trotz W's Vermittlung, keinen Schritt weitergekommen. Man will nichts von „Gnade“ oder „Wohlthaten“ wissen...“

Was bedeutete das? W. war Webekind, der Rechtsanwalt. Seine Vermittlung? — Wie? Sollte geklagt werden?

Eine Klage, ein Prozeß! Das war ihrer vornehmen Natur immer so gemein gekommen. Sich streiten, pfui! Entweder man hatte recht, nun, so genügte das stille Bewußtsein. Oder man hatte unrecht. Dann war's ja selbstverständlich, daß man nicht auf etwas bestand, was einem nicht zumut.

So fühllich naiv waren ihre Rechtsbegriffe bisher gewesen. Nie war sie in einen Konflikt geraten in ihrem sorgsam behüteten Lebensgang, der eigentlich ein Weg neben oder über dem wirklichen Leben gewesen war.

Nun drängte sich dieses breit und immer breiter vor. Eine kindische, hilflose, verzweifelte Angst ergriff sie plötzlich, daß es sie wie mit Blut übergoß. Häßliche Verdächtigungen... zwei Weiber, die sich um einen Mann streiten! Im Gottes willen! Und womöglich vor Gericht!

Sie sah verflohen auf Hubert, der Kläres Brief las. Er lächelte. Sein Gesicht hatte sich aufgehellt. Es fiel ihr wie ein Stein vom Herzen. Nein,

es konnte nichts Schlimmes sein. Was hatte sie sich eingeredet? Sie war keine Frau vor Gott und der Welt. Was ging sie das an, was hinter ihm lag, das er selbst ausgehoben hatte aus jenem Leben, wie der Körper einen Strahlungsstoff ausstößt?! Was kümmerte sie das Weib, das sich an ihn gewegworfen hatte, wie es sich wohl auch an einen beliebigen andern gewegworfen hätte!

Sie machten den Ausflug, den sie für den Morgen beabsichtigt hatten, und beide waren heut besonders liebenswürdig gegeneinander. Sie meinten denn auch, nie einen glücklicheren Tag als diesen erlebt zu haben. Und doch war's nicht mehr reines, naives Genießen wie in der ersten Zeit.

Die Landstraße war mit Apfelbäumen eingefäht, an denen die grünen Früchte in Massen hing. Nur ein Apfel, der zum Greifen tief herabbaumte, war schon gelblich und rot gefärbt, und Hubert machte sich sein Gewissen daraus, ihn für seine Frau zu pflücken.

Sie drehte ihn in der Hand. „Wie schön! Wie aus Wachs!“

„Ja, aber leider wurmförmig.“

„Schade! Die sehen am verlockendsten aus — bis man dahinter kommt — warum —“ und ganz heimlich ging es ihr durch den Kopf: wie dieser Tag — süß und goldig — aber —

Sie wußten beide, daß sie liebenswürdig gegeneinander waren, mit Absicht, nicht mehr aus tiefstem Seelenbedürfnis heraus. Sie verbeiheten einander etwas. Ein fremdes Gefühl war aufgeleuchtet, ein erlirter, leiser Miß entstanden.

Hubert hatte wohl den stillen Kampf in ihr bemerkt, während sie las. Und zum erstenmal fragte er sich: Hast du ihr auch nicht zu Schweres aufgedrückt?

Und wenn er sie auf der Landstraße vor sich hergehen sah, so schlief, gebrüchlich, schmalhulterig und hart, mußte er immer wieder denken: nein, dies unberührte, in seinem tiefsten Denken noch mädchenhafte Geschöpf wird dir die Lebenslast nicht tragen helfen. Du mußt allein damit fertig werden.

Sie that ihm unfaßlich leid. Er hätte ihr die Hände unter die Füße legen, jeden Stein aus ihrem Wege räumen mögen, in einem Gefühl der Schuld auch gegen sie.

Und Charlotte? Ihr ruheloses, seltsames Vertrauen hatte einen Stoß bekommen. Ihr war's, als wäre sie feiner nicht mehr sicher, als müsse sie ihn festeln, halten.

Hatte nicht schon eine Frau die Rechte belesen, die sie jetzt befaß? Ihr war er der einzige Mann. Aber er — konnte vergleichen. Vielleicht that er es. Vielleicht, wenn sie einmal nicht ihren beau jour hatte, nicht ganz bei Laune, nicht heiter und geistreich war, sagte er sich, daß sie nicht aufsäme gegen ihre Vorgängerin.

Und so stolz und verächtlich sie das fremde Weib aus dem Wege schob, — es blieb doch etwas in ihr wie Reid, wie nagende, heimliche Eifersucht.

Nein, sie durfte ihre rivalin nie vergessen. Sie mußte sie schlagen in jeder Hinsicht, um sich Huberts Liebe zu erhalten. Und es war ein prickelndes, süßschmerzliches Reiz in ihr Verhältnis gekommen, seit sie sich dessen bewußt geworden.

Hubert wunderte sich ein wenig, wie viel Wert sie plötzlich auf ihre Kleidung legte, daß sie sich heute mit einer frischen Blume, morgen mit einer Spitze schmückte; wie gewandt, sprühend, zärtlich sie war; wie sie sogar manchmal in unschuldiger Weise mit ihm kokettierte.

An einem kleinen, unbewußten Vorgang aber merkte sie erst, wie tief es ihr eingebrungen war.

Sie erwachte in einer Nacht ganz plötzlich mit einem Gefühl trostlosen Schmerzes. Ihr Kopfkissen war feucht, sie hatte geweint, und der dumpfe Druck eines rätselhaften Kummers lag schwer und verwirrend über ihr.

Der Mond schien hell in die Fenster, deren Läden sie zu schließen vergessen hatte, und das ganze Zimmer war in weiche Dämmerung getaucht. Alles klar und doch unbestimmt, fast gespenstisch, fremd und bekannt zugleich. Und als sie durch die dichten Scheiben bläute, lag auch draußen die Landschaft seltsam hell und farblos, wie eine blaße Zeichnung, vor den Fenstern.

Sie konnte sich gar nicht zurechtfinden. Wo



Photographia-Verlag der Photographischen Anstalt in München.

Die fünf Sinne: IV. Geschmack. Nach dem Gemälde von Julius Adam.



Alte Schenkung und Kgl. Zimmer.



günstig.



Das Richard Wagner-Museum (Fritz Wagner-Bild). Im Vordergrund die Hauptstraße.



Richard Wagner-Zimmer.

Das Richard Wagner-Museum in Eisenach. Nach photographischen Aufnahmen von Kypfphotograph Heide in Weimar.

war sie nur? Was war geschehen? Was hatte sie verbrochen, daß ihr diese tödliche Angst wie ein Alp auf dem Herzen saß und drückte und würgte?

Sie lag ganz regungslos und befaß sich. Und allmählich kam ihr Stück um Stück die Erinnerung des Traumes.

Sie hatte im Garten ihres Vaters gestanden und Rosen geschüttelt für Hubert, Rosen und wieder Rosen, rote, rosa, gelbe. Sie türmten sich um sie auf, sie anollen über den Rand des Korbes hinweg; aber die Stöcke wurden nicht leerer — ihre Arbeit nahm kein Ende.

Auf einmal fühlte sie, daß ein Blick sie traf. Sie wandte den Kopf. Da stand auf der Straße vor dem Gitter die junge, blasse Frau in schwarzen Kleide und sah ihr zu.

Und der Blick dieses sanften, traurigen Gesichts hatte ihr so ins Herz geschlitten, daß sie hingelaufen war und alle ihre Rosen über sie ausgeschüttet hatte.

Da aber war die Frau hochgehobenen Hauptes zurückgetreten. „Nachtbaten?“ hatte sie in flammendem Zorn gerufen. „Mäuerlein! Sieh mir mein Recht!“

Diesen Traum wurde Lotte gar nicht wieder los. Sein Zusammenhang mit dem Briefe ihres Vaters lag ja auf der Hand. Und ob die junge Frau nun wirklich „Johanna“ war, wie Lotte einen Augenblick gedacht hatte, oder eine gleichgültige kleine Schneiderin oder Pagenmacherin — Lottes Phantasie bemächtigte sich ihrer. Bisher hatte sie nur ins Blaue hinein gehaßt und gefürchtet. Jetzt nahm der drohende Schatten Gestalt an, wurde Fleisch und Blut.

Hubert bemerkte zuweilen eine leise, nervöse Unruhe an seiner Frau.

Er selber, dem alles, was er sah und erlebte, zum Studienobjekt diente, war vollumfänglich mit Einheimen beschäftigt. Dies scheinbare Genießen war für ihn strenge, zielbewusste Arbeit. In jedem Abend ging er an der Hand von Reisebuch und Karte die Eindricke des Tages durch, suchte den Gewinn und machte seinen Plan für die Aufgabe des nächsten Tages. Und immer war er mit voller Spannkraft bei der Sache; ja, je mehr er sich zumietete, desto frischer, heiterer, glücklicher schien er zu sein.

Lotte aber kam nicht auf ihre Kosten. Kaum fand sie Zeit, ein Skizzenbuch aufzunehmen; denn Hubert drängte rasklos weiter. Lange beobachtete sie sich, ihm die Freude zu stören. Aber die Sehnsucht nach Arbeit, nach Pflichten, nach ihrem eignen Nest wurde zuletzt unbeswinglich.

Endlich wagte sie's, ihm ihren Wunsch mitzutheilen. Und wie erlöst atmete sie auf, als sie nach sechs Wochen zu Hause anlangte.

Es ging nun schon in den Winter.

Sie waren fast ein halbes Jahr verheiratet, und Charlotte hatte Gelegenheit gehabt, ihre Hausfrauen-talente zu erproben.

Sie hatte sich schon als Braut davor gefürchtet, aber es nahm sie doch alles noch viel mehr in Anspruch, als sie sich je hatte vorstellen können. Ach — und es war so anders — so, als wenn sie förmlich ganz von neuem angefangen hätte zu leben und nun bumm und kindisch herumtappte in einer ihr unbekanntem Welt.

Wäber hatte sie fast nur mit Gehirn und Nerven gearbeitet. Jetzt hieß es, vorzugsweise Muskeln und Gedächtnis anzuspinnen. Sie konnte des Abends oft kaum mehr auf den Füßen stehen vor Müdigkeit. Die Augen fielen ihr zu. Der Kopf summite ihr, und sie war nicht im Stande, die Gedanken festzuhalten.

Das vornehmste Gebot bei ihrem künstlerischen Schaffen war gewesen: sich sammeln, das ganze Wesen konzentrieren auf einen Punkt. Und wenn sie sich dann so recht hineingegraben hatte in ihre Aufgabe, so war eine weltabgeschiedene Feterstimmung über sie gekommen. Sie fühlte sich wachsen. Es dehnte sich etwas in ihr, rechte die Flügel — empor!

Und wenn sie endlich in früher Abspannung sich auf ihrer Chaiselongue hinstreckte — ach, so wußte sie doch, warum sie sich heute gequält hatte. Es war doch etwas auf dem Papier, der Leinwand oder auch Bloß in ihrem Kopf ... ein Befehlsstück vielleicht, das sie am nächsten Tag wieder umstoßen, besser machen würde. Aber der innere Gewinn,

der kleine Fortschritt, das Bewußtsein, gerade an ihren Fehlern gelernt zu haben, das blieb.

Dann sah sie wohl müde dem „sterbenden Sklaven“ ins Gesicht. Und etwas von dem Erlösungsfrieden, von dem seligen Ausstrahlen nach schwerem Tagewerk — der tiefste Zauber dieses Jünglingsloyses — kam leise über sie.

Sie träumte dann weiter, still in die Zukunft hinein. Das Höchste sollte es sein. Nichts, was dem Geschmack der Menge schmeichelt, Ruhm und Geld bringt.

Sie wunderte sich selbst wohl, daß ihr so jeder Ehrgeiz fehlte. Nur vor ihrem eignen künstlerischen Gewissen sollte es bestehen. Nur echt sollte es sein, nur tief, nur Natur. So echt und tief wie die Gedächtnisse von Hubert Schwarz, an denen ihr eignes dunkles Streben ihr erst deutlich geworden war.

Sie hatte sich ihr Zimmer möglichst ähnlich dem in Dresden einrichten lassen. Das Sofa mit den weichen Atlasstoffen, das Tischdecken, der kleine vernickelte Ofen, durch dessen Glascheiben jetzt so gemächlich die rote Glut schien, die Marmorbüste, ihre Lieblingsbilder — alles war da, in fast gleicher Aufstellung. Nur war das Zimmer höher, größer, dunkler und die Aussicht — auf einen eleganten Renaissancebau mit grünen Galanien — nicht zu vergleichen mit dem freien Blick aus ihrem breiten, blumengeschmückten Gießerfenster.

In der Dämmerstunde überdachte sie jetzt auch oft ihr Tagewerk, das ihr bleischwer in den Gliedern lag. Dann war's ihr, als habe sie Wasser in einem Sieb geschöpft. Gearbeitet von früh bis spät — ohne Augen.

Sie wußte genau, woran das lag. Die Wohnung, mit ihren unendlich langen Korridoren nach Berliner Art, war weitläufig und unbequem. Um überall nach dem Rechten zu sehen, mußte sie von früh bis spät auf den Füßen sein. Und wie es staubte in dieser großen Stadt! Und Lotte hatte es niemals ausgehalten in einem Raum, der nicht blühpauber war bis zum letzten Winkel.

Dazu die Ansprüche der beiden stattlichen Mädchen, die die Vermieterin ihr als wahre Prachtexemplare angepriesen hatte, die a conto ihrer Vortrefflichkeit einen ungewöhnlich hohen Lohn bekamen und es mehr mit Pagen, Schwägen, Spazierengehen hielten als mit der Arbeit.

Und endlich — die Magenfrage! Die gleichgültigste, nebenächlichste, brutalste Notwendigkeit trat jetzt, seit sie Frau war, mit der Präzision auf, die Hauptsache im Leben zu sein.

Allmählich ersahen Lotte ihr Wirken wie ein ewiger, fruchtloser Kampf gegen Hunger, Staub, Schmutz, Koth und Motten. War der Hydra ein Kopf glücklich abgeschlagen, gleich wuchsen ihr zehn neue. Mit jedem Morgen ging alles von vorn an, das Zimmerreinigen, Staubwischen, das Besorgen des Frühstücksstisches — und riß nicht ab bis spät abends.

Und beim Einschlafen dachte sie dann noch an allerlei, was morgen, auf die Gefahr peinlichster Verlegenheiten hin, nicht vergessen werden durfte. Oder ein kleiner Kerger mit den Mädchen, die bei aller äußeren Manierlichkeit doch das bekannte Berliner „Mundwort“ hatten, spulte in ihr nach.

Sie hatte manchmal das Gefühl, als stecke sie in einem unsichtbar feinen, doch dichten und unzerstörbaren Netz. Als sei ihre schöne Freiheit, zu denken, zu thun, sich zu regen nach ihrem Gefallen, auf immer dahin.

Also das ist das vielgerühmte deutsche Frauenleben! dachte sie oft verwundert. Das ist das Ideal der Männer, die Sehnsucht der jungen Mädchen? Darin finden so viele Tausende von Frauen volle Befriedigung? Wo blieb denn in all diesem zer-splitternden, winzigen, kleinlichen Thun die Zeit, ja die Möglichkeit, sich einmal zu erheben über sich selbst, über den ewigen Alltag, über das ewige Kleine hinaus?

Und wenn alle diese Dinge mit Schweiß, Sorgen, Angst geschafft waren — was war dann erreicht? Nur eben der Boden bestellt, aus dem das Leben herauswachsen, sich entfalten, blühen und Frucht tragen sollte! Und damit waren sie zufrieden! Weil sie's nicht anders kannten. Sie aber wußte, was Leben heißt.

Und doch hatte sie sich resigniert.

Aber das war eine lange Geschichte voll schwerer Kämpfe, voll heimlicher, bitterer Aufbebung, voll stillen Grolls — endlicher Ergebung.

Ganz harmlos unschuldig hatte sie im Anfang versucht, zu malen, wie sie's von Hause gewöhnt war. In einem neben dem Schlafzimmer gelegenen kleinen Raum, der eigentlich zum Schrank- oder Ankleidezimmer bestimmt war, hatte sie ihre Geräte aufgebaut und eine von der Reise mitgebrachte Stütze auszuführen begonnen. Sie war besonders zeitig aufgestanden, hatte die Morgenarbeit überwaht und es dann in köstlichem Künstlerleidenschaft darauf ankommen lassen, wie es gehen wollte.

Und sie hatte leidlich Glück gehabt. Das Mittagbrod war genießbar gewesen, Hubert hatte sich über ihren Eifer gefreut und sie ermuntert, fortzufahren. Zwar war das Mädchen alle Augenblicke zu ihr hereingeplagt mit Fragen und Meldungen, aber das wollte sie ihr schon abgewöhnen.

Allmählich aber waren doch die Dämonen über sie gekommen. Sie hatte strengen Befehl gegeben, sie auf keinen Fall zu stören. Und dann hatte sie nichts mehr gesehen als ihr Bild, hatte keine Ohren für alles, was sonst noch im Hause geschehen mochte. Daß drüben im andern Seitenflügel ein junger Tagedieb aufgetaucht war und nun jeden Preis die Aufmerksamkeit der jungen, hübschen Frau auf sich zu lenken suchte, daß manchmal seltsam dreuzliche Gerüche sich aus der Küche herübertrahlen, daß Scherben klirren, die Klingelocke mehrfach erkünte und fremde Stimmen auf dem Korridor zu hören waren — was kümmerte sie das!

Hubert hatte noch immer leidlich gute Miene gemacht. Er sah, wie glücklich sie war, und gönnte ihr's mit liebevollen Verständnis.

Eines Tages aber war's doch zum Klappen gekommen.

Wie in halbem Traum hatte sie empfunden, daß es heut außerhalb ihrer Klausel besonders unruhig zugegangen sein mußte. Des Hausmädchens „Gnädige Frau, das Essen ist aufgetragen,“ hatte ihr auch anders als sonst geklungen.

Hubert sah schon, die Serviette auf den Knien, am Tisch, als sie, noch voll von ihren Ideen wie von süßen Wein, zu ihm eintrat. O weh! Da stand ein Gewitter über seinen dichtgefaßtesten Bräuen. Und die Auguste hatte heiße Waden und trug die Miene einer beleidigten Königin zur Schau, als sie die Stuppe auf den Tisch setzte.

Als sie hinaus war, frisch Lotte Hubert über das dunkle Haar und küßte ihn auf die Stirn. „Du hast warten müssen, Schatz? Unschuldige nur! Ach Gott, war ich im Zuge! Und es wird, Schatz! Ich bin so froh!“

Sie that ihm auf und war in ihrer innerlichen Befriedigung so liebenswürdig, daß er sich die größte Mühe gab, ihr seine Bestimmung zu verbergen. Doch war's schon der höchste Grad von Selbstbeherrschung, daß er schwieg und mit der dünnen und verlassenen Stuppe zugleich den Tadel über dies misratene Kochprodukt hinnerter schluckte.

„Mein Gott!“ rief Lotte nach dem ersten Köffel ertrinken, „was ist denn da wieder passiert? Wie konntest du das hinnerbringen, Hubert?“

Er zuckte die Achseln. „Du weißt, über so geringfügige Dinge spreche ich prinzipiell nicht.“

„Du mußt ein Fell auf der Zunge haben, Schatz. Na, hoffentlich ist der nächste Gung besser. Und dann machst du wieder dein gutes Frägel, Schatz, nicht wahr?“

Sie legte ihm zierlich vor mit den weißen Händen, innerlich bedrückt durch seine Schweigsamkeit, aber voll Hoffnung, ihn durch ihr munteres Plaudern wieder heiter zu stimmen. In ihrem Schrecken schob er jedoch plötzlich den Teller von sich und legte die Serviette zusammen. Und jetzt sah sie erst, wie tief erregt, verärgert und blaß er war. „Was hast du, Hubert? Bist du mir böse?“

Er versuchte zu lächeln. „Dir nicht, Kind. Aber noch einen solchen Vormittag halt' ich nicht aus.“

Er fuhr sich in heller Verzweiflung mit der Hand durchs Haar. Es war also, wie es manchmal geht, allerlei zusammengekommen. Störung auf Störung. Erst der Dienereiner, dann der Briefträger, dem etwas quittiert werden mußte. Darauf ein Weinreisender, der mit didfelliger Zähigkeit seine Ware angepriesen hatte und erst durch die

unverblümtesten Grobheiten zum Nützung bewegt werden konnte. Zum Schluß ein englischer Kollege, mit dem er sich nur schwer hatte verständigen können — schließlich hatte er Lotte dabei als Dolmetscherin vermisst —, und nun sei er fertig, aus aller Stimmung heraus. Und der Tag, den er mit kühnen Plänen begonnen hätte, sei nun ein verlorener für ihn.

„Es geht nicht so weiter, Lotli. Ich muß absolute Ruhe haben. Meine Zukunft, deine eigne Zukunft hängt davon ab, daß ich ungehindert arbeiten kann. Vergiß das nicht. Sorge dafür! Ich bitte dich!“  
Und dabei ging er im Zimmer auf und ab, mit gekrenzten Armen, finsterner Stirn und vorwärtsvoller Miene. Als wenn sie allein die Schuld daran trüge, daß die Leute sich alle diesen Tag ausgelebt hatten mit ihren Anliegen!

Sie bedauerte ihn von Herzen. Aber sie konnte keine so arge Zerknirschung empfinden, wie er zu erwarten schien. Diese selbe Verzwärkung, dies Gefühl, als müßten die mißhandelten Nerven reifen, hatte sie oft genug durchgemacht. Aber sie hatte gedacht: es ist nicht anders. Das Leben hat gute und böse Tage. Und es fiel ihr nicht ein, einen Sündenbock für all die dummen Zufälle zu suchen.

Hubert merkte, was in ihr vorging, und in seiner Gerechtigkeit verdroß es ihn.

„Da hatt' ich's ja früher tausendmal besser in meiner armeneligen Bude,“ sagte er scharf. „Da wurde doch peinlichste Sorge getragen, daß es mündchenstill war um mich.“

Das war ihm so im Neger über die Lippen geschlüpft, in dem Bedürfnis, sie zu strafen für ihre Gleichgültigkeit. Um selben Augenblick aber fühlte er, daß er eine Nothet begangen hatte.

Charlotte war totenbläß geworden und starrte ihn aus großen, entsetzten Augen an. Ihr war's, als hände ihr Herz still vor Schreck.

Das Gespenst, das sie schon halb vergessen hatte in ihren Wirklichkeitsorgen, da kam es plötzlich hervorgesprungen, mitten aus dem glücklichsten, friedlichsten Alltag heraus, und zeigte ihr sein grüntendes Gesicht.

Sie sah ganz still, den Kopf gesenkt, mit leise zitternden Händen. So angstvoll, so ratlos, so ganz und gar wehrlos sah sie da. Da war's ja, was sie schon früher als das Furchtbare, das Demütigende ihrer Stellung empfunden hatte: er verglich die Gegenwart mit der Vergangenheit — sie, sein Weib, mit jener Frau! Und was sie nie für möglich gehalten hatte — der Vergleich war zu Gunsten jener ausgefallen!

Die Neue packte ihn bei ihrem Anblick. „Lotti!“ rief er, herzlich in ihre heißen, schmerzpunktierten Augen leidend. „Ich hatt' das ja nicht sagen sollen! Ich hab's auch nicht schillern gemeint! Aber du solltest mal in meiner Haut feden! Jeder Nerv kitzelt mir vor Erregung... Und alles wie weggeblasen... Der ganze Akt stand heut früh fertig vor mir... nun... nichts!“

Er beugte sich zu ihr hinab und küßte ihre Augen, aus denen jetzt große, schwere Thränen quollen.

Ah, gerade eben, da er ihr weh gethan hatte und selber so unglücklich und gequält aussah und ihr doch weich und abtöndend ins Gesicht blühte, schwoh ihre Liebe in nie gefühlter Leidenschaft in ihr auf.

Mit schmerzlicher Wärme betrachtete sie seine männlichen, geistreichen Züge. Es half nichts, dachte sie, ich bin ihm ganz und gar verfallen, meinem Einzigen, meinem Dichter, meinem Geliebten. Ihn verlieren — wäre der Tod.

„Hubert,“ sagte sie leise, „ich habe meine Kunst auch lieb.“

„Mein Lieb, und ich bin so stolz auf dich.“  
„Es wird nicht allzuviel mehr damit werden.“  
Er redete ihr's eifrig aus. Wenn sie erst ein bißchen mehr eingearbeitet wäre und bessere Mädchen hätte —

Sie schüttelte den Kopf. „Wenn —!“ Und dann nach kurzem Kampfe: „Aber sei ruhig! Ich will wie ein Gerberus vor deiner Thür Bude liegen. Und wehe dem, der sich erdreistet, dich zu füren!“

Und nun versuchte sie's von neuem, Kunst und Hauswirtschaft zu vereinigen, vor allem aber jedes Geräuß, jede Belästigung von Hubert fernzuhalten. Zu ihr mußte jeder kommen, der eine Frage, eine Mitteilung, eine Postkassette hatte.

Warum sollte es nicht gehn? Sie kannte ein paar glückliche Künstlerinnen in Dresden. Freilich, die Deutschen nahmen beide das Leben ein bißchen auf die leichte Pföbel, waren aber doch tüchtig und strebsam in ihrer Kunst und telften sich redlich in die unvermeidlichen kleinen Tadeln und Unbequemlichkeiten, die nun mal zum Dasein gehören.

**Pompe funèbre.**

von **Paul von Hyeptanski.**

Vor einem Jahr ungefähr starb in Rom der Schriftsteller Konrad Teilmann. Solange er lebte, ist er ein unermüdlicher Arbeiter gewesen, trotzdem ihm schon seit vielen Jahren ein höchstes Talent ging mit ihm zu Grunde, ein gewandter Erzähler, — mehr freilich nicht. Das Mögliche seines Lebens — er wurde von einem Murring erhalten, als er sich ankündigte, in trübliche Gesellschaft zu gehn — bracht seinem Scheiden vielleicht auch härter, als ihm der Tod im allgemeinen trägt, den Stempel des Tragischen auf. Trotzdem rang seine Witwe, die bekannte Malerin Hermine von Preußchen, sich die Kraft ab, noch in der Todesnacht ein Portrait des Verewigten zu malen. So hand es damals in allen Zeitungen zu lesen; lassen wir ununtersucht, wer nicht nur die Kraft hatte, angehüllt des Todes zu malen, sondern auch angehüllt des Todes eine farb nach Nessame aussehende Zeitungsnutiz zu lancieren.

Vor einigen Monaten wurde mir von nach Deutschland zurückkehrenden Rompilgern erzählt, Hermine von Preußchen treibe einen wunderlichen Kultus mit dem Andenken ihres verstorbenen Gatten. Sie habe seine Laternmaske mit den Zeichen des Lebens angefertigt, sie auf ein Kissen gelegt, eine Rede darüber gehalten, so daß es den Eindruck mache, als liege ein menschlicher Körper auf dem Kuchebett, und im künstlich hergestellten Zwielicht lehne sie ihre Wangen an die gepirnene Laternmaske und halte Zweisprache mit dem Abgeschiedenen. Ihrem und des Toten Rinde aber sage sie Vergöflichkeit nach, weil das arme Weib nur mit Widerstreben in diesem dem merkwürdigen Kultus geweihten Raum hineinzuhschleppen sei.

Das alles klang ziemlich unglaubwürdig. War's aber wirklich wahr gewesen, so hätte es auch die Oeffentlichkeit noch nicht weiter zu heftigen brauchen. Oößtens hätten vielleicht einige gute Freunde Konrad Teilmann's sich verpflichtet fühlen können, einen Versuch zu machen, ob es nicht möglich sei, sein Kind den Einflüssen einer unvorsichtigen Mutter so lange zu entziehen, bis diese zur Vernunft gekommen. Das die guten Freunde bisher noch keinen Schritt unternommen hätten, des Toten weherloes Kind gegen einen solchen Antritt auf seine Kerem zu sichern, war mir eigentlich ein Beweis, daß die ganze an und für sich ja ziemlich unwahrscheinliche Geschichte zum mindesten fast übertrieben sein müße.

Jetzt aber macht Hermine von Preußchen Anstalten, ihren merkwürdigen Totenkultus aus dem halberwandelten Zimmer hinaus in die Oeffentlichkeit zu tragen. Sie, die nicht nur Malerin ist, sondern auch Dichterin zu sein glaubt, hat im Verlag von Karl Reimer, Leipzig, zwei gleich angehaltete Bändchen erscheinen lassen — auf dunkeln Untergrund den buntesten Trauerpomp —, deren erstes hinterlassene Gedichte Konrad Teilmann's, deren andres Hermine von Preußchen's selbstgeschriebte Trauergedichte als „Requiem für Konrad Teilmann“ enthält. Ueber die erstere, unter dem bombastischen Titel „Von jenem des Grabes“ erschienenen, ist nur soviel zu sagen, daß sie ganz tüchtige Arbeiter, aber keineswegs geeignet sind, dem Namen des Verstorbenen mehr Klang zu geben, als er bereits vordem hatte. Es ist stark, aber vielleicht gerechtfertigte Ueberschätzung dieser Gedichte, wenn Hermine von Preußchen in der Vorrede von ihnen erhofft: „Möchten diese letzten Lieber des allzu jung, mitten im Aufstieg, aus Leben und Schaffen fortgerissenen Dichters dazu beitragen, Konrad Teilmann auch als Dichter seinem Volk, das er über alles liebt, Gemeingut werden zu lassen; daß, wenn man die größten lyrischen Dichter untrer Zeit, der Name des Sängers und Sehers „Von jenem des Grabes“ an erster Stelle mitgenannt werde.“

Wenn Hermine von Preußchen ihren Gatten überschätzte, so ist das kein Verbrechen. Wenn sie aber die Trauer um den Dahingeshiedenen in die Form einer die Oeffentlichkeit beleidigenden Geschnadlosigkeit fiedet und die Ueberschätzung ihres Gatten ihr nur als Poise für ihre eigne Selbstüberschätzung dient, dann muß sich die Frau, die Künstlerin, die Dichterin, ja sogar die trauernde Witwe eine energische Zurückweisung gefallen lassen. Das Bändchen „Nach einmal mors imperator, ein Requiem für Konrad Teilmann“ ist vom Einband und dem Titel bis zu jedem Vers und jedem Gedanken darin nichts wie eine ungeheuerliche Geschnadlosigkeit, die elektrische Beleuchtung einer postmordenden und selbst vor Völkergesichtern nicht zurückweichenden Gielheit. Man kennt Hermine von Preußchen bereits unter einzigen Namen. Als Mädchen nannte sie sich schließlich Hermine von Preußchen. Dann heiratete sie zum erstemal

und hätte sich kurzweg Frau Schmidt nennen können. Aber sie zog es vor, den langweiligeren Namen Hermine Schmidt von Preußchen zu führen. Geschrieben, wandelte sie sich in eine Baronein von Preußchen, und wieder verheiratet, setzte sie zur Abwechslung den Namen ihres zweiten Gatten nicht vor, sondern hinter ihren Mädchennamen und nannte sich Baronein von Preußchen-Teilmann. Als Witwe hat sie eine neue Namensänderung für nötig gehalten: sie nennt sich nicht mehr Schmidt Hermine, sondern klaffich Hermine von Preußchen, und dementsprechend zeigt sie auch in klafficher Naarttheit ihr Profil eingangs der dem Andenken ihres Mannes gewidmeten Gedichte.

Dieser Band Gedichte bringt die Bestätigung, daß die eingangs erwähnte Geschichte keine Uebertreibung ist. Hermine von Preußchen läßt es alle Welt wissen, daß sie in ihrem Totenkultus die Grenze des Gedemtas, der wahren Trauer und der geübten Vernunft sehr bedenklich überschritten hat, und indem sie, was freuchtart erscheinen und ihrem Hausarzt zu denken geben müßte, wenn er fill betrieuen würde, mit diesem Totenkultus renommirt, — ich finde kein milderes Wort —, beruhigt sie diejenigen, die sich sonst vielleicht über ihren Zügan beunruhigen würden. Sie singt:

„Und einen Truß noch giebt's, ein einziges Gild,  
die Laternmaske, erst vom zweiten Tag,  
da lichen Bart und Brauen halt zurück,  
im Gips, der um die starrten Züge lag.  
Gebet mir ab' ich auf dem Kranke  
und gubehet mir halt, wo nichts mehr liegt,  
das alte Fyzendock und Antie gefimmet;  
(auf ihm all deine Werke schreib' du sie.)  
Und wenn es dunkel ist, schick' ich herein,  
nie licheit du, daß Panee! das umschlingt,  
und hat: „Ach ein mal und im Zwiselicht sein,  
Das fill zum Weinen untre Seelen zwingt.“

„Und wenn es dunkel ist, schick' ich herein  
und löst' bene Mächte, deine Mochte,  
als, minder kalt und kühler mit der Stein,  
den all die andern nannten deine Liecht,  
Und striche mit den Fäden deinen Bart,  
der lichte umschmeißelt meine nassen Wangen,  
die Frauen läßt' ich nie in alter Art,  
als du mich lebend, lebend noch umlangt,  
Und einen Truß noch giebt's, ein einziges Gild!“

Und an die Aufsichtigkeit dieses Schmerz'es, an das Vorhandensein dieses Tropfes soll man glauben? Wenn Hermine oder vielmehr Hermione von Preußchen sich die dichterische Freiheit nimmt, aus ein paar in der feuchten Gipsmasse hielten geliebten Haaren den Bart zu machen, der „hold umschmeißelt ihre nassen Wangen“, kann man wohl, ohne ihr unrecht zu thun, auch annehmen, daß sie ihrem Schmerz wie ihrem Truf, dem „Einigen“, eine künstliche Pölle giebt. Uebrigens muß die Dichterin Herman haben wie Schriftstauer, daß ihr dieses Spiel mit den arbeitsigen Uebertretten eines Toten kein Grauen erregt. Oder frunkte! Aber je mehr man in dem Buche blättert, was in einem Buche mit schiefen Versen, wie „Auf ihm all deine Werke schreib' du sie“ und andern, immerhin eine Aufgabe ist, um so mehr kommt man zu der Ueberzeugung, daß diese Natur keineswegs aus dem Geleite geraten und deshalb zu bemitleiden ist, sondern daß sie, robust wie nur jemals eine, ein angehüllt des Todes doppeltrinoles Spiel mit Empfindungen treibt. Hermione von Preußchen kommt sich interessiert vor als trauernde Witwe, und damit sie auch andern interessant ersehe, diese wahnwichtigen Schmerzenscherie und dieser ganze pompe funèbre, höst, äußerlich und fütterhaft. Wäre es anders, so würde die Dichterin nicht so ganz am Neugierigen halten können. So schildert sie die erschütternde Todesstunde ihres Gatten:

„Stilleben sei mein Feh — so meint die Welt,  
andere zu malen aber mein Verbrechen;  
das Schicksal selber hat mit ein gestellt  
im eignen Haus: ein großes Gild in Scherben,  
ein later Dichter haast' der eigne Gatte;  
— das! Königinstendepole, Paltramaste.“

Als sie den Laten auf ihr Lager legt, fällt ihr ein, daß dieses Lager viele Vorgedichte hat, und sie kann nicht umhin, in dem Requiem auf den zweiten Gatten dieser Vorgedichte zu geberten:

„Mein Gedenken,  
das ich eich mit gestreht,  
als ich brach mit Gemeinen —“

Aber man darf sich darüber nicht wundern, da in diesem „Requiem“ von dem Laten überhaupt viel weniger die Rede ist als von der Lebenden. Nicht nur klagt Hermione von Preußchen:

„Das hat meine Jugend umgebracht  
mit einem einzigen Schlag;  
sondern sie erzählt auch, was sie augenblicklich maßt, und vertieft sich dabei zu einem mehr als gewagten Ausdruck schmerzlicher Bitterkeit:

„Von Schmeinschiden rings umgeben  
zum Ritzelnd, lecht mich das Leben  
die Wahrheit jener alten Worte:  
„Das Edwina bringt Gift — dort aus der Fofte  
trägt heut man deinen Sarg hinaab, —  
wählten sie meinem Gild das Grab.“

Natürlich mißhandelt auch hier die Dichterin wieder die deutsche Sprache. Aber das erdeint mir nebenbei. Viel trauriger ist es, daß sie einen so banalen und nach dazu khiefen Gedanken festzuhalten veriaßt hat. Die Thatsache läßt sich ja nicht leugnen, daß sich einem nicht selten

in der ernstesten Stimmung der allerwürdigste Gedanke...

„Ich rühen in der großen Welt, wollen wir nicht sein, ich habe eben mit befestigten Zetteln zuweilen...“

Warum denn im Todesstübchen geküßt? Als Konrad...

„Wie ein Hund, von tausend Schwärzen bedeckt, in Todesstunden mein Herz sich blüht...“

„Sollt du im Strohstich den Wurm? Man hat ihm Kopf und Wams in Staub...“

Wenn man das Alter eines Herzens an seinen Erfahrungen mißt, — und gewiß geben die den einzigen Maßstab —, unterdrückt sich Dermione von Venusien ganz sicher, wenn sie das Irgende, „Inberjung“ nennt.

„Es wäre besser um das Andenken Konrad Telmanns bestellst gesehen, wenn Dermione von Venusien ihm nicht das Requiem gesungen, wenn sie nicht diese geschmacklosen Ausbrüche ihres Schmerz in die Welt hinausgeschrien hätte...“

„Wie nur der Diamant im Glase schreit, das Hietzle mit Sporen hinterläßt, die anmerklichen, Zeiten überdauern, es auch der Schmerz um dich herrscht mir ins Herz und schwebert in die Welt die schönsten Wieder!“

Eisenachs Richard Wagner-Museum.

Von Walter Fackon.

(Siehe die Abbildungen Seite 308.)

Fast am Fuße der Wartburg hat sich vor mehr als dreißig Jahren Fritz Reuter ein Heim gegründet. Nach den Stürmen des Lebens wollte er hier Ruhe und Frieden finden.

Fritz Reuter hat sich nicht allzulange der Gnuß eines herrlichen Binselhens Erde erfreuen dürfen; 1863 zog er nach Eisenach, am 1. April 1868 konnte er seine eigene Villa dort, hart am Fuße der Wartburg, zur Heimstätte seines Lebensabends weihen.

des Hauses, des Inventars und des ganzen Grundstücks ein. Diese hochherzige letztwillige Verfügung mag sie wohl in dem Bewußtsein getroffen haben, daß das Gut ihres heimgegangenen Gatten, der so viele böse Stunden hatte über sich ergehen lassen müssen, nirgends besser aufgehoben sein könne als bei einer Stiftung, die nur den einen Zweck kennt, Elend und Not zu lindern und Schriftsteller ihrer Sorgen zu entheben; und so lag für die Erbin der Gedanke nahe, in diesem Sinne das Reuter-Haus in ein Schriftstelleratol umzuwandeln.

Ein eigentliches Reuter-Haus, respektive das Komitee der Stadt, mit dem Museum nicht geschaffen; es ist zunächst nur ein Vorhandenes erhalten und verwertet worden. In Wien hatte Herr Nikolaus Desterlein eine Privatsammlung gegründet, in der er, jenseitig er irgend konnte, alles zusammenbrachte, was in Beziehung zu Richard Wagner zu setzen war.

So ist das Richard Wagner-Museum in die Eisenacher Reiter-Villa gelangt, und der reiche Besitz von Herrn Nikolaus Desterlein hat seine eigenen Schatzkammern erhalten. In enger Arbeit haben ihn die Eisenacher Kuratoren gesichtet und gruppiert und in die Räume der Villa übergeführt. Es dürfte Joseph laut werden, ob der Betrag dieser engeren Arbeit ganz ihrem Werte entspricht; der Besucher des Museums wird sich eines ungetriebenen, reinen Gedrucks nicht immer erziehen.

Recht so sehr des Meisters Individualität tritt uns entgegen als eine Fülle von Kleinigkeiten, die nur indirekt mit ihm in Verbindung stehen. Kein Richard Wagner-Museum schließlich trat sich auf, sondern ein ganzer Komplex seiner Werke, die in einem ebenso äußerlichen wie oft losen Zusammenhang mit jenem stehen.

ein König Ludwig-Zimmer, ein Wagner'sches Kabinett, von deren allgemeinem Eindruck einige unserer Abbildungen eine anschauliche Vorstellung geben.

Richard Wagner selbst gehört das erste Zimmer, in das der Besucher gelangt. Es birgt eine Reihe von Porträts des Meisters, eine Fülle von Bildern solcher Künstler, die als erste die Gestalten seiner Werke verkörpert, daneben Aufsichten von Städten, in denen er lebte, weiter aber auch eine Reihe von Gegenständen, die als „Wagner-Eigentum“ ihren Wert besitzen.

„Von den unzähligen Kleinigkeiten, auf die das Auge hier und in den andern Räumen trifft, wird man auch sonst dies und das andere Stück mit Interesse betrachten, etwa die Theaterzettel für die ersten Aufführungen in Bayreuth, die Totenmaske Richard Wagners, Gypsen von seinem Grab oder Platten der Wagner'schen „Fremdenindustrie“, die Wagner-Papierentwürfe und ähnliche neuzeitliche Gegenstände.“

„Alles das fällt jetzt die Wände und die Glasflöhen in den einzelnen Zimmern des Richard Wagner-Museums. Nicht Wappen liegen aus, nicht Konsolstele, sondern Stück für Stück ist einzeln ausgestellt, so daß der Besucher am Schluß seiner Wanderung, bei der ihm ein Bibliothekszimmer mit Richard Wagner-Schriften genau zu betrachten erspart bleibt, eine schier unendliche Fülle der Gesichte mitemnimmt.“

Sprüche.

„Jeder im eigenen Herzen hält Sein eigen Verständnis für die Welt; Für das, was ihm Leben und Sterben gilt, Und von Erde und Himmel sein eigen Bild.“

„Nicht hängt mit müßiger Mäße Entschundenen Zeiten nach! Gensiehe der Gegenwart Tage Bewußt und nach!“

H. Güter.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schürer in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personennangabe — zu richten.



# Reber Land und Meer

N<sup>o</sup> 19.

— Aus Zeit und Leben. —



Chinesische Mauer bei Kubija.



Zihschischakt.



Strasse in Peking.



Schauspieler im Pekingtheater.



Hafen von Chemulpo.

Bilder aus China.

1898 (No. 79).

Jährlich 24 Nummern = 4 1/2 M.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 9. Von H. Köfien in Berlin. Lösung.



Weiß zieht an und zieht mit dem vierten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 6:

- 1. Ld8-e7
2. Kc3x44
3. Kd4-e5
4. Kd4-e5
5. Df7-f7, Lc7-f4 matt.
A.
1. Ld8-e7
2. Td4-d3
3. e4x44
4. Df7-e3 matt.
B.
1. Ld8-e7
2. Lc7-f4
3. Kd4x44
4. e2-e3 matt.
C.
1. Ld8-e7
2. Td4x44
3. Kc3x44, -d2
4. Df7-d3, Te1-e2 matt.
D.
1. Lg1-h2
2. Lc7x44 und
3. Td4-d3+ matt.

Schachbriefwechsel.

O. C. in München hat Lösung zu Nr. 5 richtig; über seinen eigenen Grundsatz aber doch nicht recht. Nr. 1 enthält in anderen Beziehungen Doppelmöglichkeiten und ist wegen c1-g6, g5 überaus unklar; was Nr. 2 nicht weniger als zwei Spielzüge zu, indem am fünften die Königs- und die Turmszüge nach f7 und g7, die viertelste nach b4, c5 und d7 und die Springzüge nach b5 und c6 zum Ziele führen.
O. B. in Weidenau. Nach Weiß zieht allemal Schwarz; das dürfen Sie bei Angabe von Zügen nicht außer Acht lassen. Ihr Vorschlag zu Nr. 4 (Df1-g1, Dg1-f2, Ld8-h4 matt) ist unvollständig unvollständig.
Frau Dr. S. in Stuttgart, W. in Berlin. Sie begreifen bei Nr. 8 unverständlichere die gleichen Züge. Zunächst überlegen Sie, daß nach 1. Sd1-e2 dem König das Feld d5 offen bleibt, und jedoch wollen Sie nach Kc5-f4 2. Dg1-f2 Kf4-e4 mit der Dame auf d3 mattsetzen, was für vom Hgt. gelöst wird.
Frau R. W. in Wien. Wenn Dank für Ihre reue Anteilnahme, Ihre Wünsche teilen wir und werden sie am geeigneten Orte zur Sprache bringen.
S. in Bulgarien. Sie wollen Nr. 7 (Sd1-f2, Ld8-h1) als Zug nach Ld8-a5 lösen, überlegen jedoch, daß die letzte Spielzettel bei f6-f5 2. Df7-g7 Kc5-f4) liefert. Die richtig eingeleitete richtige Lösung zu Nr. 2 und 3 leichten mit Ihnen auch ein Spiel Züge sein.
Richtige Lösungen lauten ferner: Nr. 1. Schach in Weidenburg (Schach) zu 2; W. Eberhard in Büchtemberg (Weidenburg) zu 6; Professor R. Wagner in Wien zu 6, 7, 8; P. Schneider in Kroatien zu 7; Engländer in Bulgarien, Dr. Z. Schach in Schwaben, Dr. Eisenstein in Wien und Dr. F. Müller in Weidenburg zu 8.
Korrespondenzpartie zu spielen gelobt. Mitteilungen an den Schachredaktor zu richten.

Ergänzungsrästel.

- meinen Weg mich - - - - - hält die Welt - - - - -
- geh den deinen - - - - - überm bunten - - - - -
- zieht es in den - - - - - führe mit ein - - - - -
- lehre mich nach - - - - - meinem - - - - -
Die Strafe ist durch Weisheit zu erlangen, der Ruhm, ein Schatz der Zeiten, abwechselnd reimen; ein Stück gleich einer Silbe.

Silbenrästel.

Reiß alle Drogen sich erschließen
Der Besessene Jahr für Jahr,
So hoch an heiliger Willkommengraben
Es auch nicht fehlt dem ersten Paar.
Unterbar von ihm ist die Dritte,
Obgleich ihr Augen geschloßelt
Und niemals in der goldenen Röhre
Sie sich und Gehirne sich verfloßelt.
Das Ganze paßt hier auf Worten
Und dort um Rätselbüchlein gem;
Bei jedem Reize ist's vertretten
Mit Serviette oder Stern.
W. G.

Auflösung des musikalischen Rästels in Nr. 17:
Waldenball; Welle; Semiramis; Circassier; Armbü; Genoveva;
Wolfsberg; Zebra.

Foulard-Seide 95 pfg.

bis Mkt. 5.85 p. Meter in den neuesten Dessins und Farben

schwarze, weisse u. farbige Henneberg-Seide v. 75 Pfg. bis Nr. 18.65 per Meter - in den modernsten Genéven, Farben und Dessins. An Private porto- und steuerfrei ins Haus!
Seiden-Damaste v. Mk. 1.35-18.65 Ball-Seide v. 75 Pfg.-18.65
Seiden-Bastkleider v. 13.80-68.50 Seiden-Grenadines v. Mk. 1.35-11.65
Seiden-Foulards bedruckt, 95 Pfg.-5.85 Seiden-Bengalines v. 1.95-9.80
per Meter. Seiden-Armaires, Monopols, Cristallines, Mira anlique, Duchesse, Princess, Marquise, Marsellines, geschreite u. farbige Seide, jedene Steppdecken- und Fahnenstoffe v. 1.30 - 10.00 und Katalog umgehend. - Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.
G. Henneberg's Seiden-Fabriken, Zürich (K. u. K. Hoflieferant).



PHOTOGRAPHISCHE APPARATE
ohne Vorwissen zu bedienen
C. F. Goerz, Berlin W-Schöneberg, Hauptstr. 140.

PATENTE
Richard Luders, Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Sprengel's Union
ist der feinste Butter-Cakes
Cakes Fabrik B. Sprengel & Co. HANNOVER

Charakterprüfung
nach der Gesundheit.
P. P. Liehe, Photographische Anstalt, Müngersburg 1.

Burk's Arzneiweine
in Flaschen à ca. 100 Gr.
Burk's China-Malvasier.
Burk's Eisenchinawein.

Lungenkrankheiten
chronische Katarrhe u. Lungenschwindsucht
heilbar durch GLANDULÉN
Dr. Hofmann Nachf., Chem. Fabrik, Meerane i. Sachsen.

MIGRÄNIN
gegen Kopfschmerzen jeder Art.
Name als "Marke" geschützt.

Seiden
stoffe garantirt solide.
von Eiten & Keussen, Fabrik und Handlung, Crefeld.

Stottern
bellen dauernd die C. Denhardt'schen Anstalten Dresden-Loschwitz und Burgstallfurt L. W. Ausführl. Prosp. u. Abhandl. gratis

Naturheilstatt Chemnitz.
Büftung von Zimmermann'sche
Städt. u. Militärk. Frensch und L. Coustl., Irz u. Kar. 2. u. 3. Zwischenahnerstr. 1. - 107. M.
Dir. Arzt Dr. Diqué. Verf. v. "Naturg. Beh. d. Krankhelt." 5. Auf. neb. M. 3. - u.
"Diät. Kieheer", 2. Auf. neb. 1. M. 80. Otto Spamer, Leipzig. H. Arzt Dr. Burkhart,
Leiz. Naturheilstatt u. Zander'schem Institut. Gr. Erlänge 6. Veronalid, Hypnose, Hydro-
therapie, Elektricität, Galv.,
Leuchtther., Elektrolyse,
(Gilien de la Tourette'sche
Method.) Herx, Cassel, Licht,
Elektromagnet. (Handhüter, Jacqer-
rand, Rayo, Barabien, (Fest-
stellung d. Licht nach Vererbung des
Tageszeiten, Körper, Lunge,
Arm, Franzosen, 3. Acrotie u.
A. Arztein wohn. in der Ac-
stall. Prosp. frei durch d.
Direktion. Der Vorstand.

Andreas Saxlehner in Budapest.
Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser
HOF-LIEFERANT.
Saxlehner's Bitterwasser
Anerkannte Vorzüge:
Prompte, verlässliche, milde Wirkung.
Leicht und ausdauernd vertragen.
Gleichmässiger, nachhaltiger Effect.
Geringe Dosis. Milder Geschmack.